Das Gewissen

oder

Die Geheimnisse von Stockholm.

Roman

von

C. F. Ridderstad.

Aus dem Schwedischen übersetzt.

Neunter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Die Geheimnisse von Stockholm.

Neunter Theil.

Erstes Kapitel.

Wir haben einige Augenblicke den alten Brauner unbeachtet gelassen. Nachdem das erste Erstaunen über das Auftreten Mutter Bocklunds bei ihm verschwunden war, hatte er mit der größten Ruhe das, was geschah, betrachtet und angehört.

Die Aeußerungen der Kaffeehauswirthin fielen jedoch nicht wie matte Pfeile an seinen Ohren nieder, sondern bahnten sich einen Weg in sein Inneres. Allein es schien, als übten sie bei ihm eine ganz andere Wirkung wie bei den übrigen Anwesenden, obwohl es wahrscheinlich ist, daß weniger das Gerede der Kaffeehauswirthin, als die dadurch in ihm erregten eignen Gedanken daran Schuld waren. So viel ist gewiß, daß sein Aeuße-

res gleichsam immer mehr und mehr sich verklärte, daß die Runzeln seiner Stirn nach und nach verschwanden, daß seine Augen immer freundlicher wurden, und daß ein herzliches, fast träumerisches Lächeln um seine Lippen spielte.

Der Einzige jedoch, welcher mit ernster Aufmerksamkeit diesen Veränderungen folgte, war Romann.

Ein Mal drückten Romann und Brauner sogar einander die Hand, als verständen sie sich sehr wohl.

Die Nachricht Jacks, daß die Kaffeehauswirthin seine Frau sei, war eine so unerwartete Entdeckung eines Geheimnisses, daß selbst die Diener, die im Begriff waren, sie abzuführen, damit innehielten.

Mutter Bocklund selbst schien übrigens, wenigstens in den letzten Augenblicken, ganz und gar diesen Umstand vergessen zu haben.

Während fast Alle sich gegenseitig neugierig anblickten, gleichsam um aus den Mienen seines Nachbars den Ausgang dieses Ereignisses heraus zu lesen, trat Brauner vor und zwar in der deutlichen Absicht, etwas zu sagen und mit dem Anspruch, gehört zu werden.

Sich emporrichtend zu seiner ganzen Höhe, stand er noch kraftvoll und männlich im hohen Alter da wie ein geehrter Patriarch inmitten seiner Familie.

„Ich muß reden," sagte er; „mein Herz gebietet mir es zu thun."

Brauner schaute um sich, nicht aus Bedürfniß, den Eindruck zu beobachten, den er machte, sondern aus einem unwillkürlichen Gefühle.

„Ich war gesonnen, noch einige Zeit mit gewissen Nachrichten und Aufklärungen zu zögern, auf welche ich persönlich Gewicht lege, ich kann aber kein gleichgiltiger Zuschauer der Bosheit sein, die hier in niedriger Weise Unschuld und Tugend mit Füßen tritt."

Wiederum machte Brauner eine kurze Pause, während welcher er langsam seine Augenlider schloß, gleichsam um sich ungestört mit seinem Innern zu berathen.

„Noch ruht selbst meinen Freunden gegenüber ein geheimnißvoller Schleier auf meinem Leben. Auch mich können meine intimsten Freunde fragen: Wer bist Du? Diese Ungewißheit über mein Schicksal hat Veranlassung zu verschiedenen Meinungen über meinen Charakter gegeben, ohne daß man es dahin gebracht, daß ich aus meinem Incognito herausgetreten bin."

Brauner sprach mit einer Zuversicht und Ruhe, die gleichfalls Zuversicht und Ruhe einflößten.

„Ohne die Ereignisse meines eigenen Lebens zu berühren, würde ich allerdings Dies und Jenes erklären

können, das hier ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist; allein man würde es vielleicht falsch auslegen, weshalb ich sogleich auf mein eignes Leben kommen werde. Früher oder später muß es doch einmal geschehen."

Es trat wieder eine Pause ein. Der Alte wandte sich an Romann:

„Reiche mir Deinen Arm, mein Freund," bat er diesen, „damit ich mich an Dich anlehnen kann, wenn ich mich schwach fühlen sollte."

Romann kam seinem Wunsche nach.

„Auch ich," fuhr der alte Mann darauf fort, „bin in einer öconomisch unabhängigen Stellung gewesen, auch ich bin glücklich gewesen, auch ich habe mit jugendlicher Hoffnung in's Leben geblickt und vom Sonnenschein und Vogelsang genossen; auch ich habe geliebt.

„Wir Alle kennen gewiß den Obstladen, der seit undenklichen Zeiten auf der Friedens-Straße in Stockholm sich befunden hat. Vor einigen zwanzig Jahren stand in diesem Laden eine eben so schöne, wie unschuldige und einfache Verkäuferin, ein junges Mädchen.

„Ihre Schönheit zog die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich; aber keine der Früchte, die sie verkaufte, waren auch so frisch, so rein wie sie.

„Unter den Vielen, die sich ihr mit feurigen Blicken und zärtlichen Neigungen näherten, befand auch ich mich. Mag meine Neigung ursprünglich nicht reiner gewesen sein, wie die der Uebrigen, so viel ist gewiß, daß sie ausdauernder war.

„„In der Ueberzeugung, daß Sie ein Ehrenmann sind,““ sprach sie eines Tages zu mir, „„bitte ich Sie, mit Ihren Artigkeiten aufzuhören.““

„Ich frug nach dem Grunde dieses Wunsches.“

„„Aus zwei Gründen,““ antwortete sie mir. „„Erstens weil sie mich beleidigen und zweitens, weil ich einen Andern liebe, der sich noch mehr dadurch beleidigt fühlen könnte.““

„Ohne den Namen Desjenigen zu nennen, der ihr Herz gewonnen hatte, erzählte sie mir, daß er um ihre Hand angehalten und daß sie sich mit ihm verheirathen werde, obgleich die Sache noch geheim zu halten sei.

„Es war mir früher nie eingefallen, an eine Ehe mit dem Mädchen zu denken, allein ich fand jetzt eine solche durchaus nicht sonderbar, weil das Herz und ihr Charakter gleich ausgezeichnet waren und ihr schönes Wesen nur eine verklärte Offenbarung derselben schien.

„Ich versprach, ihren Wunsch zu erfüllen, und den Obstladen nicht mehr zu betreten.

„Allein, als ich mich von ihr entfernen wollte, rief sie mich zurück.“

„„Darf ich wohl wagen, Sie um noch Eins zu bitten?““ fragte sie.

„Ich ermunterte sie, mir ihren Wunsch zu sagen.“

„„Sie kennen wohl den Baron Lander?“ frug sie.“

Ein früheres, großes Unglück, von welchem Brauner früher nie hatte reden wollen, hatte seinem ganzen Wesen immer einen geheimnißvollen Anstrich verliehen. Paul sah einer Lösung dieses Räthsels mit Interesse entgegen, und dieses Interesse steigerte sich noch mehr, als er den Namen Lander hörte.

„Ich kannte damals noch nicht Baron Lander,“ fuhr Brauner fort, „und ich sagte dies dem Mädchen. Nichts destoweniger erzählte sie mir, daß sie von seinen Artigkeiten genirt sei und daß sie wünsche, irgend Jemand möchte mit ihm reden und ihn bewegen, sich von ihr zurückzuziehen. Obgleich ich also Lander nicht kannte, versprach ich, mich für sie bei ihm verwenden zu wollen.“

„„O, mein Gott,““ rief sie aus, „„wie machen Sie mich dadurch glücklich!““

„Es lag so viel Unschuld, so viel wahre Freude in diesem Ausdrucke, daß ich, wenn ich sie nicht vorher geliebt hätte, ich es gewiß nun gethan haben würde.

„Einige Tage später suchte ich Baron Lander auf. Der Baron war damals noch nicht verheirathet. Ich legte ihm meinen Wunsch vor. Er lachte. Ich erneuerte jedoch meine Aufforderung, allein ohne daß er seine Ansicht änderte. Dieser Scherz reizte mich. Ich fügte nun hinzu, daß ich dem Mädchen bei meiner Ehre versprochen hätte, sie solle künftig von seinen Complimenten befreit sein, und sagte ihm aufrichtig, daß ich dieses Versprechen, wenn er nicht meinem Wunsche nachkommen wolle, wenn es nöthig sei, durch Hilfe der Waffen halten würde. Er erkannte nun, daß er, wenn ich der Ansicht sei, das Mädchen verdiene eine solche Vertheidigung, sie auch respectiren müsse. Nebenbei versicherte er mich seiner Freundschaft und Achtung, des ritterlichen Schutzes wegen, den ich einem armen, wehrlosen Mädchen hatte angedeihen lassen. Wir trennten uns mit einem warmen, aufrichtigen Handschlag und von diesem Augenblicke an waren wir, ich darf es sagen, unzertrennliche Freunde, bis zu seinem Tode."

„Wie, bis zu seinem Tode?" fiel Paul ein, der bei diesem Ausdrucke verweilte, weil derselbe ihm von vieler Wichtigkeit zu sein schien.

„Ich habe zwei Brüder gehabt," fuhr jedoch Brauner fort, ohne Paul zu antworten, „Beide allgemein geachtet und angesehen. Eines Tages besuchte ich den Einen.

Als ich eintrat, fand ich eine fremde Dame bei ihm und aus den zweideutigen Mienen meines Bruders schöpfte ich sogleich die Ahnung, daß die Dame nicht zur besten Klasse gehöre. Als sie sich gleich darauf entfernte, frug ich ihn darüber.

„„Im Gegentheil,““ antwortete er, „„die Dame hat mir viele Dienste erwiesen, und wenn es ihr glückt, das durchzusetzen, um was es sich jetzt handelt, so ist sie unleugbar kaum mit Gold aufzuwiegen.““

„Um was handelt es sich denn jetzt? ...“

„„Kennst Du die schöne Marie in dem Obstladen auf der Friedens-Straße?““

„Ich vermag nicht zu sagen, wie sehr ich bei dieser Frage erschrak; allein ohne meine Gefühle zu verrathen, suchte ich ihn auszuforschen. Ich erfuhr, daß Marie schon lange der Gegenstand der Huldigung meines Bruders gewesen, daß er dem Mädchen eingebildet, daß er sich mit ihr verheirathen wolle, und unter diesem Vorwande ihre Neigung gewonnen habe. Ich muß gestehen, daß ich kaum meinem Bruder eine so schlechte Gesinnung zutraute, und zu seiner Ehre muß ich gleichfalls sagen, daß die Dame, die ich so eben bei ihm getroffen, ihm den höllenmäßigen Plan eingegeben hatte. Jenes Weib glaubte es nun auch dahin gebracht zu haben, daß es die wehr-

lose, auf keinen Verrath vorbereitete Beute in die Hände meines Bruders liefern könnte. Ich stellte meinem Bruder das Schlechte seiner Handlungsweise vor, jedoch ohne daß ich ihn von dieser abzubringen vermochte. Mein Entschluß, das Mädchen zu retten, war indessen gefaßt. Von meinem Bruder begab ich mich zu ihr. Ich sagte nun, daß die Person, die sie liebe, mein Bruder sei. Sie erröthete. Ich sprach von dem offenbaren Betruge, den ich entdeckt hätte und bat sie, vorsichtig zu sein. Es handelte sich um meinen Bruder und ich konnte nichts weiter thun. Einige Tage später ging ich an dem Fruchtladen vorüber. Ich bemerkte Spuren von Thränen in dem Auge des Mädchens. Es war rührend, den Schmerz zu sehen, dessen Opfer sie bereits seit wenigen Tagen ersichtlich war. Sie erzählte mir, daß sie mir nicht vollen Glauben geschenkt, daß ich aber Recht gehabt und daß sie sich nur mit genauer Noth aus den schändlichen Schlingen gezogen, die man ihr gelegt hatte.

„Das Weib, das ich bei meinem Bruder gesehen, hatte sich listiger Weise Marie's Freundschaft erworben, sie zum Thee des Abends eingeladen, den Thee mit Opium oder irgend einem andern betäubenden Mittel versetzt — was Marie jedoch, durch meine Warnung aufmerksam gemacht, zeitig genug entdeckt, und die Tassen

in einem unbewachten Augenblicke vertauscht habe, so daß jenes Weib allmählig von dem Genusse des Getränkes eingeschlafen sei. Genug, sie sei entschlüpft, sei jedoch meinem Bruder im Thorwege begegnet, der sie mit Gewalt wieder zurückführen wollte. Ein Diener habe sie befreit und ihn gehörig zurecht gewiesen, worauf er Marie nach Hause begleitet habe."

Brauner schwieg hier.

„Das damals schon so lasterhafte Weib war Niemand anderes, als Diese da!" und er deutete dabei auf die Kaffeehauswirthin. „Der Diener, der Marien so uneigennützig beisprang, war Jack."

Mutter Bocklund gab ihren Verdruß durch abscheuliche Grimmassen zu erkennen, Jack senkte seinen Blick zu Boden.

„Allein, bleiben wir hierbei nicht stehen," fuhr Brauner fort. „In Folge Dessen, was geschehen war, trat ich Marien näher denn je. Ihr Verdruß über die Handlungsweise meines Bruders hatte ihre Neigung zu ihm vernichtet. Mir zeigte sie indeß ein unumschränktes Vertrauen, und ich gewann sie immer lieber. — Die Zeit verstrich. Plötzlich jedoch eines Tages war Marie aus dem Obstladen verschwunden — Niemand wußte wohin. Eine andere Verkäuferin war an ihre Stelle getreten. In

meinem ersten Schmerze dachte ich zwar daran, die Polizei zur Hilfe zu rufen, allein ich fürchtete, das Mädchen in irgend einer Weise zu beleidigen, wenn sie vielleicht aus freien Stücken sich unsichtbar gemacht hätte. Mit vergeblichen Nachforschungen verstrich ungefähr eine Woche, als eines Tages ein junger Mann, Marie's Bruder, vielleicht zwei oder drei Jahre jünger als sie, zu mir eintrat. Einige hingeworfene Worte Marie's hätten ihn auf die Spur geleitet; er habe entdeckt, daß Marie in einer Art Gefangenschaft auf einer Dachkammer im Hause jenes Weibes den Besuchen meines Bruders ausgesetzt sei. Er habe sich bis an die Thür ihres Gefängnisses geschlichen ... Durch die verriegelte Thür habe Marie ihn gebeten, meine Dazwischenkunft zu veranlassen. — Sobald ich dies erfuhr, eilte ich Marien zu Hilfe. Das gute Herz hat seine eigne Beredsamkeit, seine eigenthümliche Schönheit. Die ungekünstelte Natur hat noch nicht die Sprache der Engel vergessen. Ich liebte das Mädchen wahrhaft. — Die Handlungsweise meines Bruders hatte mich tief empört. Ich besuchte ihn, sagte ihm meine Meinung und daß er sich künftig in Acht nehmen müsse, weil Marie von jetzt an unter meinem Schutze stehe. Meinem Wunsche nachkommend, kehrte Marie nicht in den Obstladen zurück. Ich trug Sorge, daß sie in eine geachtete Familie aufge-

nommen wurde, woselbst sie nur noch mehr Gelegenheit erhielt, alle ihre guten und liebenswürdigen Eigenschaften zu entwickeln.

„Nach Verlauf eines halben Jahres verheirathete ich mich. Niemand kann glücklicher gewesen sein, als ich. Wie ein klares, offenes Auge wandte sich Mariens Liebe immer gegen mich und erfüllte mein Herz mit Glückseligkeit.

„Sie hatte keine andern Anverwandten, als ihren jüngern Bruder. Vielleicht ...“ und Brauner warf einen Blick auf Romann ... „vielleicht wünschen Sie zu wissen, was aus diesem Bruder geworden und wo er sich jetzt befindet? Er wurde ein Ehrenmann — und er steht hier neben mir. Romann ist mein Schwager.

„Allein ich selbst hatte zwei Brüder; diese betrugen sich ganz anders gegen mich. Keiner von ihnen wollte bei meiner Hochzeit zugegen sein. Beide sprachen ihren Unwillen in Bezug auf meine Ehe aus. Sie betrachteten sie als eine Mesalliance, und meine übrigen Freunde und Bekannten waren derselben Ansicht. Allein was hatten diese Verluste zu bedeuten? Mariens reiches, liebevolles Herz schenkte mir vollen Ersatz.

„Unter allen meinen Freunden blieb mir nur Baron Lander eben so treu und ergeben, wie vorher.

„Bis dahin wohnte ich in dem nördlichen Theile der

Stadt, aber einige Speculationen, in welche ich gerieth, verschlangen unvermuthet einen großen Theil meines Vermögens und auch ich begann die Erfahrung zu machen, was Kummer heißt. Etwas über ein Jahr war indessen verstrichen.

„Es entging mir nicht, daß Marie um diese Zeit sich öfter aus dem Hause begab, ohne daß ich wußte wohin, und daß sie endlich ganze Tage ausblieb. Ich frug sie zwar über die Ursache ... aber sie scherzte und bat mich, nicht eifersüchtig zu werden.

„Daran hatte ich in der That auch nie gedacht, allein eines Tages, als sie wieder abwesend war, fand ich ein kleines Billet in dem Schlüsselloche meiner Thür. Das Billet war an mich adressirt und versiegelt. Man benachrichtigte mich, daß Marie sich von den Artigkeiten eines jungen Mannes habe besiegen lassen. Man bat mich, ihren Spuren zu folgen und zwar mit der Versicherung, daß dieses zu weiterer Aufklärung führen würde. Ich durchging nun meine ganze Lage und mein ganzes Verhältniß zu meiner Frau, und mußte gestehen, daß ihre vielen und öfteren Wanderungen nicht ohne gewisse Bedenken seien. Nebenbei erinnerte ich mich nun, daß sie dann und wann entweder Kleinigkeiten, die wir brauchten, oder Geld mitgebracht hatte; ich litt unbeschreib-

lich durch die Zweifel, die bei mir wach wurden, aber ich faßte dennoch den Entschluß, ganz einfach Marie den Brief zu zeigen, wenn sie wieder nach Hause kehren würde. Marie las, erröthete und erblaßte wechselweise und gab eine Erklärung, sowohl unter Thränen, wie Lachen ab. Ich sah zwar das Unbefriedigende ihrer Erklärung ein, ließ es jedoch dabei bewenden. Am folgenden Morgen ging sie nichts desto weniger wieder aus ... und sie fuhr damit fort. Ein neues anonymes Billet kam in diesen Tagen an und zwar in derselben Weise wie das vorhergehende. Ich vermag nicht zu beschreiben, wie es mich empörte, wie es mich aufregte. Ich faßte jetzt den Entschluß, sie auszuforschen.

„Als Marie am nächsten Tage wieder ausging, folgte ich ihr in einiger Entfernung. Bei jedem Schritte war es mir, als ginge ich auf den Richtplatz zu, und auf den Richtplatz meines Glückes glaubte ich in der That zuzuschreiten. Diejenige, die man liebt, im Verdacht zu haben ... o, es giebt keinen größern Schmerz; dieser Schmerz reißt auch zwei Herzen auseinander und zerreißt sie dabei. Mariens Weg führte sie in eine abgelegene Straße im südlichen Stadttheile. Ich folgte ihr, als sei ich ein Verbrecher gewesen. Ungefähr in der Mitte der x) Gartenstraße verschwand sie in einem Thorwege, der in ein klei-

x) Kleinen

nes gelbes Haus führte. Ich zog den Mantelkragen in die Höhe und drückte den Hut tief in die Stirn. Es war mir unmöglich, ihr sofort zu folgen. Meine ganze Seele war in Aufruhr. So wanderte ich einige Male vor dem Hause auf und ab. Als ich endlich die Augen auf die Fenster warf, erblickte ich Marien vorüberschweben und wenige Augenblicke später einen Mann mit einem gefälligen, einnehmenden Aeußern. Ueberwältigt von Qualen, stürzte ich in's Haus hinein. Die Thür ging auf. Im Zimmer fand ich eine Dame, die neben meiner Frau saß; beide waren mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt. Derselbe Mann, den ich am Fenster gesehen, ging im Zimmer auf und ab.

„Von meinen Gefühlen überwältigt, vermochte ich kein Wort weiter zu sagen. Meine Frau schlug bei meinem Hereinstürzen die Augen auf, warf die Arbeit von sich, und eilte mir erröthend und mit offenen Armen entgegen. Ich stieß sie zurück und bat sie, sich des Briefes zu erinnern, den ich ihr gezeigt, und mir überhaupt sofort eine vollständige Erklärung zu geben. Während ich sprach, entdeckte sie meinen Verdacht und eine Thräne trat ihr in's Auge. Viele Jahre später hat diese Thräne wie Feuer auf meinem Herzen gelastet.

„Doch die Thräne entschwand bald und machte einem

Lächeln Platz; sie bat mich nun, ihr in ein anderes Zimmer zu folgen. Hier sagte sie mir nun, daß sie, obgleich ich nicht davon gesprochen, daß meine Lage sich verschlechtert, dies dennoch bemerkt habe und daß sie darauf den Entschluß gefaßt, das Putzmachen zu erlernen, damit auch sie etwas verdiene. Behufs dieses Entschlusses hatte sie die Frau eines Schiffscapitains, die sie kannte, aufgesucht, welche dieses Geschäft betrieb. Allerdings gestand sie, daß sie mir dies hätte mittheilen sollen, allein sie hätte Furcht gehegt, ich würde mich dagegen setzen und deshalb hatte sie es noch verheimlicht. Die kleinen Summen, die sie mit nach Hause gebracht hatte, waren die Frucht ihrer eigenen Arbeit.

„Jetzt schlug sie mir vor, daß wir unsere größere Wohnung aufgeben und statt deren einige der Zimmer miethen sollten, welche der Schiffscapitain bewohne, welche, weil dieser bald eine längere Seereise antreten sollte, der Frau überflüssig seien. Marie hatte auch an ihren Bruder gedacht und dieser sollte mit dem Capitain die Reise mitmachen.

„Wie milde war ich nicht meiner Eifersucht wegen bestraft worden; und so wird sie von jedem guten Weibe bestraft.

„Nach Verlauf einiger Wochen wohnten wir schon

in unserer neuen Wohnung, die zwar klein war, in welcher wir uns aber dennoch nicht weniger glücklich fühlten. Der Schiffscapitain, welcher Blommert hieß, war abgereis't und hatte Marie's Bruder mit sich genommen.

„Eines Tages, als ich ausgehen wollte, trat ein Soldat mir auf der Flur entgegen. Er sagte, er suche mich; er hieße Jack. Marie hatte mir erzählt, daß er sie aus der Gewalt meines Bruders ein Mal befreiet hatte, aber ich hatte ihn noch nie gesehen. Ich bat ihn, einzutreten. Als er eintrat, spielte ein kleines Mädchen, die zweijährige Tochter Frau Blommerts, zu den Füßen meiner Frau. Bei dem Anblick des Kindes blieb Jack ernst stehen und betrachtete es, indem ein Seufzer über seine Lippen glitt.

„„Du bist ein Kinderfreund," bemerkte ich."

„„Das ist wahr," antwortete er, „ach, wer doch immer ein Kind geblieben wäre!""

„Marie frug ihn, warum er jetzt in Uniform sei, und nachdem er uns erzählt hatte, daß sein Herr ihn geschlagen und er im Zorn darüber sich habe anwerben lassen — was er jedoch schon bereute, aber zu spät, theilte er uns mit, daß die beiden anonymen Briefe, die ich erhalten, von einer Person geschrieben seien, die keinen höhern Wunsch hege, als uns zu schaden. Ich bat ihn

mir zu sagen, wer diese Person sei, damit ich künftig auf meiner Hut sein könne, allein er erklärte, daß er mir dies nicht zu sagen vermöge, gab mir jedoch die Versicherung, daß die Schritte jener Person von jetzt an durch ihn streng überwacht werden würden. Marie sprang bei diesen Worten von ihrem Sitze auf, schlang die Arme um meinen Hals und drückte einen Kuß auf meine Lippen."

„„Erzähle Du der unbekannten Person," sagte ich, „was Du hier siehst und daß der Plan, Unfrieden zwischen uns hervorzurufen, mißglückt ist.""

„„So muß es sein," antwortete Jack"; „aber es ist nicht überall so.""

„Während dessen hatte das kleine Mädchen, das auf dem Fußboden spielte, Jack neugierig betrachtet."

„„Papa!" rief das Mädchen ihm nun zu."

„Sie nannte alle Männer Papa, weil dieses Wort das einzige war, was sie damals auszusprechen vermochte. Und zu gleicher Zeit gab das kleine Mädchen Jack eine Blume. Jack hob das Mädchen auf seinen Arm und küßte es. „Sie glauben nicht," sprach er dabei, „welches wunderbare Gefühl einen Mann ergreift, wenn er zum ersten Male mit dem Vaternamen angesprochen

wird.“ Als er ging, nahm er die Blume mit und steckte sie sorgfältig in eine seiner Taschen. Jack war ein guter Mensch.“

Hier schwieg Brauner auf's Neue.

„Und wer hatte die anonymen Briefe geschrieben? Niemand anders als jenes Weib.“ Und Brauner deutete auf's Neue auf die Kaffeehauswirthin.

„Und wer war das kleine Mädchen, das Jack den Vaternamen beilegte? Ich habe gesagt, es sei Capitain Blommerts Tochter ... jetzt füge ich noch hinzu, es war Fanny.“

Diese Mittheilung rief bei allen Anwesenden eine lebhafte Theilnahme, bei Fanny eine große Freude hervor. —

Nur von Pauls Stirn wollten die Falten nicht weichen. Selbst vater- und mutterlos, war ihm zu Muthe, als sei er von der Freude der Anderen ausgeschlossen.

Fanny's Augen erhielten plötzlich ihren früheren Glanz und sie sank stumm an Heinrichs Brust.

„Du stießest mich vorher nicht zurück,“ flüsterte sie, so leise, daß nur er die Worte hören konnte; „jetzt bin auch ich die Deine!“

„Ich habe gesagt,“ fuhr Brauner fort, ohne sich

in seinem Gedankengange stören zu lassen, „daß Baron Lander immer mein Freund blieb. — Auch er hatte sich verheirathet, aber Geschäfte in dem südlichen Schweden nöthigten ihn, auf einige Zeit zu verreisen und seine Rückkehr verzögerte sich von einem Monat zum andern. Vor seiner Abreise war jedoch einer seiner höchsten Wünsche dadurch in Erfüllung gegangen, daß seine Frau ihm einen Sohn geschenkt hatte. Die Meisten der hier Anwesenden werden ihn kennen, es ist Fritz Lander.

„Nach längerer Abwesenheit erhalte ich endlich einen Brief von Lander, in welchem er, nebst der Nachricht, daß er an einem bestimmten Tage zurückkehren würde, mich aufforderte, ihm mit frischen Pferden nach einem bestimmten Orte entgegen zu fahren, weil er wünschte, sich von mir begleitet nach dem damals Baron Krook gehörenden Gute Groß-Smestad zu begeben, woselbst seine Frau sich aufhielt. Lander war ein unerschrockener, etwas brutaler, vielleicht gereizter Mann, und der Brief hatte viel mehr den Anschein eines Befehls, als den eines Wunsches. Ich überzeugte mich jedoch bald, daß der Brief in einem heftigen Augenblicke geschrieben sein müsse. Lander wußte, daß er auf mich bauen konnte und ich erfüllte auch pünktlich seinen Wunsch. Ich redete mir allmählig selbst ein, daß der Inhalt des Briefes

seiner heftigen Neigung, die Freiherrin baldigst wieder zu sehen, entsprungen sei, und fuhr ihm am bestimmten Tage entgegen. Er war eben so pünktlich wie ich, aber er kam nicht, wie ich erwartet hatte, mit einem freundlichen, fröhlichen Lächeln, sondern aufgeregt, heftig, ungeduldig, wortkarg, bitter. Ich fragte ihn, was geschehen sei oder was er vor habe; „nichts," antwortete er mir kurz, „fahr' nur zu." Ich leugne nicht, daß ich mich beleidigt fühlte und mein bitteres Gefühl nicht unterdrückte. — Es entstand ein kurzer Wortwechsel; als aber Lander endlich nicht mehr antwortete, hörte jedes Gespräch zwischen uns auf. Dieses Schweigen hatte allerdings einen feindlichen Anstrich. Endlich gelangten wir auf diesem Gute an."

Brauner hatte fast ohne Unterbrechung gesprochen, und schöpfte jetzt Athem, gleichsam um seine Kräfte zu sammeln.

Während des letzten Theils von Brauners Erzählung war Paul immer aufmerksamer geworden und richtete fragende und verwunderte Blicke auf den Alten. Es ahnte Paul, was jetzt kommen würde.

„Fahren Sie fort, Brauner," bat er, indem er seine Ungeduld nicht zu beherrschen vermochte. „Um Gottes willen, fahren Sie fort."

„Baron Lander," fuhr Brauner nun auch fort, „sprang aus dem Wagen und eilte in's Haus. Ich zögerte ein wenig, weil ich Lander Zeit lassen wollte, allein seine Frau zu begrüßen. O mein Gott, hätte ich das nicht gethan! — Als ich eintrat ... o es flimmert noch jetzt vor meinen Augen, wenn ich daran denke .... fand ich nur Landers Leiche im Saale. Es war derselbe Saal, in welchem wir uns jetzt befinden. Hier, wo ich jetzt stehe, fand ich ihn ermordet. Ein tiefer Messerstich war von hinten durch sein Herz gegangen und hatte ihn augenblicklich getödtet. Ich eilte auf ihn zu, zog das Messer aus der Wunde und indem ich die Hände faltete, streckte ich die Mordwaffe anklagend gen Himmel."

Brauners innere Regung machte es ihm unmöglich, seine Erzählung fortzusetzen. Von seinen Gedanken und Gefühlen hingerissen, sank er auf die Kniee, als läge er noch in diesem Augenblicke neben dem Körper seines todten Freundes. Allein bald erhob er sich wieder, indem er sich bemühte, sich zu beherrschen.

„Ich weiß nicht," sprach er, „... ich vermag mich nicht zu erinnern, wie lange ich in dieser Stellung liegen blieb; aber ich wurde bald erweckt, indem die Thür hinter mir aufgerissen wurde, mehrere Personen hereinstürzten und mich als den Mörder anklagten.

„Noch in jenem Augenblicke vermochte ich kaum meine Stimme zu meiner Vertheidigung zu erheben, und es hätte mir auch wenig geholfen. Die, welche mich anklagten, waren meine alten Freunde, General Rosenpalm, Graf Curt, Baron Krook, der Jude Abraham, meine zwei Brüder und hinter ihnen stand eine Reihe ihrer Diener.

„Im nächsten Augenblicke stürzte die Gattin meines verschiedenen Freundes ein. Ihr Schmerz war entsetzlich; fast ohnmächtig schwebte sie wieder hinaus, um ihren Schmerz in der Einsamkeit zu verbergen.

„Mich übergab man den Händen der Gerechtigkeit.“

Brauner stützte sich auf Romanns Arm und seine Blicke irrten unstät im Saale umher. Es schien, als entsetze er sich noch bei der bloßen Erinnerung an seine eigne Erzählung.

Paul lauschte jedem Worte: er lauschte nicht allein mit dem Ohre, sondern auch mit dem Herzen.

„Am folgenden Tage entstand eine Erzählung von der Ermordung des Baron Landers und neben derselben die Anklage gegen mich,“ fuhr Brauner endlich fort. — „Vergebens bat ich während meiner Gefangenschaft um eine Unterredung mit meiner Frau, man schlug mir eine solche rund ab.

„Das Gerücht von dem Morde lockte endlich Schaaren von Neugierigen herbei, als die Anklage öffentlich vor den Gerichten verhandelt werden sollte. Ich kämpfte für meine Rechtfertigung mit allen den Gründen, welche mir die Umstände verliehen. Dagegen bemerkte man aber: daß der Kutscher einen heftigen Wortwechsel zwischen Lander und mir auf dem Wege nach Groß-Smestad gehört, ohne daß er jedoch den Grund dazu angeben konnte; daß ein feindliches Schweigen darauf entstanden sei, daß ich wiederholt und ungeduldig getrieben hätte, schnell zu fahren, als wenn ich mich heftig nach der Ankunft sehnte; daß Lander noch im vollen Zorn aus dem Wagen gesprungen; daß kein Mensch außer mir und Lander im ganzen Hause um die Zeit gewesen, als der Mord begangen, indem die Freiherrin im Parke verweilt, woselbst die Dienstleute sie gesehen, und man mich neben dem Todten mit der Mordwaffe in der Hand überrascht habe. Die Untersuchung zog sich in die Länge. Ich bat noch immer vergebens, man solle meine Frau zu mir führen. Das Urtheil fiel endlich. Viele Gründe sprachen gegen mich, aber eigentliche positive Beweise waren dennoch nicht vorhanden. Ich wurde freigesprochen, allein unter Voraussetzungen und Bedingungen, durch welche ich das Gefängniß mit dem Fluch der öffentlichen Meinung beladen verließ.

„Seit Monaten hatte ich mein treues Weib nicht gesehen und nicht die geringste Nachricht von ihr erhalten. Mit gebrochenem Herzen, schwach und niedergebeugt näherte ich mich mit schwankenden Schritten wieder meiner Heimath. Als ich endlich nach einer langen Wanderung, auf welcher Alles, das ganze Leben um mich herum, mir so sonderbar aufgeregt erschienen war, meine Wohnung erreichte, stand das Haus, wo ich wohnte, in hellen Flammen. Die Trommeln einer Truppenabtheilung wirbelten, die Menschen schrieen, der Lärm und das Gemenge steigerten sich immermehr. Das Entsetzen, die neue Verzweiflung, gab mir plötzlich meine Kräfte zurück. Ich eilte durch die Volksmenge. Vom Dache des Hauses herab rollten die Dachsteine, aus den Fenstern heraus leckten die Flammen ... Niemand wagte sich hinein. Ich erblickte jedoch keine Gefahr, sondern stürzte in's Haus, in die Schlafstube meiner Gattin. Hier ras'te das Feuer bereits. Ein Dienstmädchen war damit beschäftigt, ein Kind aus der Wiege zu nehmen. Ich frug nach Marien, nach meiner Gattin. Das Mädchen glotzte mich an, als wäre ich ein Wahnsinniger gewesen, erzählte aber endlich, daß sie todt sei. ... Todt! Bei der Nachricht von meinem vermeintlichen Verbrechen war sie mit einem Sohne niedergekommen, selbst jedoch gestorben. Das Kind, mit welchem das

Mädchen sich beschäftigte, war mein Sohn. Ich nahm den Knaben auf meinen Arm und eilte wieder hinaus. Allein ich erinnerte mich plötzlich an Madame Blommert. Sofort setzte ich mein Kind von mir und eilte zurück. Der Schiffskapitain Blommert war während eines heftigen Sturmes mit dem Schiffe, welches er führte, untergegangen. Nur mein Schwager ... Romann ... nebst zwei oder drei Andern von der Besatzung waren von einem andern Schiffe aufgenommen und gerettet worden. Bei dieser Nachricht war seine Frau erkrankt — das Feuer während dessen ausgebrochen ... und als ich in ihr Zimmer trat, fand ich sie vom Rauche erstickt. Ihre kleine Tochter, Fanny, lag auf der Thürschwelle und zeigte noch ein schwaches Leben, vielleicht gerettet durch die durch irgend eine Spalte der Thür eindringende Luft. Ich hob sie empor und stürzte wieder fort. Als ich an die Stelle gelangte, wo ich meinen Sohn von mir gesetzt hatte, war er verschwunden. Ich suchte ihn überall, aber vergebens. Unbezweifelt würde ich selbst verbrannt sein, wenn nicht einer der Brandleute mich mit Gewalt aus dem Hause getrieben hätte. Als ich das Haus verließ, stürzte es hinter mir zusammen. Unterdessen hatte das Militair einen Kreis um das Haus geschlossen. In den Reihen der Soldaten erkannte ich Jack wieder. Ohne zu wissen was ich that,

übergab ich ihm Fanny. Laut schreiend um meinen Sohn, fiel ich eine Strecke weiter bewußtlos zu Boden."

Brauners Schmerz während der Erzählung dieser herzzerreißenden Scene wollte ihm mehr denn einmal die Kraft rauben und ihn um die Pflicht des Fortfahrens bringen; aber Romann unterstützte ihn treu und versuchte, ihm durch seine Blicke Muth einzuflößen. In kurzen Sätzen eilten seine Gedanken, wie von Dämonen verfolgt, über diese Momente von Unglück und Verbrechen dahin.

Es würde unmöglich sein, eine Beschreibung Dessen zu geben, was die Anwesenden empfanden. Wir können nur erwähnen, daß Pauls Brust sich immer höher hob und daß ein Gefühl das andere in seinem Innern jagte. Einen Augenblick schmeichelte er sich mit dem Gedanken, er sei der Sohn des alten Brauner, allein dieser matte Hoffnungsstrahl verschwand bald.

„Sie haben uns nicht gesagt," fiel er ein, außer Stande, die Stimme seines Herzens zu beschwichtigen, „ob Ihr Sohn im Brande umkam, oder ob Sie ihn wieder fanden." —

Brauner wandte sich plötzlich gegen Paul, aber nachdem er einen langen Blick auf ihn gerichtet, schauderte er zurück und wandte sich wieder von ihm ab.

Paul glaubte zu verstehen, daß Brauner nicht mehr von diesem entsetzlichen Ereignisse reden wollte.

„Ich habe noch nicht gesagt," fuhr jedoch anstatt dessen der Alte fort, „daß mein eigentlicher Name Kellner ist; da jedoch fast jeder die Geschichte von der Ermordung des Baron Lander kennt, habe ich geglaubt, es nicht nöthig zu haben. ... Als ich nach jener entsetzlichen Katastrophe wieder zur Besinnung kam, sah ich bald ein, in welchem entsetzlichen Unglücke ich mich befand; mein Vermögen war dahin, meine Gattin gestorben, mein Kind verschwunden und der Verdacht eines entsetzlichen Mordes haftete fortwährend an mir. — Ich faßte den Entschluß, mich von der Welt gänzlich zurückzuziehen und mich auf mich selbst zu beschränken. Ich nannte mich Brauner und ergriff den Bettlerstab. Doch ich will nicht unnöthiger Weise mein Leben während jener Zeit Andern erzählen. Gegen meinen Willen — durch Armuth und Krankheit mehr todt als lebend — wurde ich zur Hauptstadt zurückgeführt. Die harten Schicksalsschläge, die mich getroffen, hatten mein Aeußeres geändert. Ich war nicht mehr ein gesunder, starker Mann, ich war bereits ein Greis geworden. Meine Stirn war gefurcht, meine Wangen erblaßt und eingefallen, mein Haar ergraut, mein Rücken gebeugt. ... Niemand, der mich früher gekannt, erkannte mich jetzt.

Nur ich kannte sie Alle. ... Vom Hungertode in einer elenden Hütte hatten zwei der Haft entsprungene Diebe mich gerettet und als ich wieder genas, befand ich mich im Kaffeehause London. Der Zufall hatte mich in das Centrum des Lasters geführt. Einen Augenblick beabsichtigte ich, mich heimlich zu entfernen, allein ich änderte meine Ansicht, indem ich bedachte, daß mein Leben einmal zerstört und daß die Vorsehung mich vielleicht in diese Höhle geworfen, damit ich doch noch ein wenig Gutes in der Welt ausrichten sollte. Dazu trugen auch zwei andere Umstände bei. In der Wirthin des Kaffeehauses entdeckte ich dasselbe Weib, dessen Verfolgungen meine Gattin ausgesetzt gewesen und ferner traf ich bei ihr die kleine Fanny an. Es währte lange, ehe es mir glückte, das Unbegreifliche bei der Anwesenheit Fanny's im Kaffeehause London zu enträthseln; endlich jedoch entdeckte ich, daß Jack, welcher in einem Augenblicke der Uebereilung Soldat geworden, kurz darauf die Bekanntschaft dieses Weibes gemacht habe, die damals eine Schänkwirthschaft eröffnet hatte. Sie kannten einander damals weiter nicht, aber er war ein junger, dem schönen Geschlechte sehr ergebener Soldat, welcher jedoch immer hungrig und durstig war; sie hatte die Schänke immer voll Eß- und Trinkwaaren und war sehr heirathslustig. Ein Gardist darf

sich nur mit Jemand verheirathen, von der man die Erwartung hegt, daß sie ihn nöthigenfalls versorgen kann. Dies vermochte nun jenes Weib und nach kurzer Zeit heiratheten sie sich. Seine Kameraden betrachteten es als eine gute Partie. Es versteht sich von selbst, daß jenes Weib dasselbe war, welches mit der raffinirtesten Bosheit gegen meine Frau verfahren hatte. Jack war nicht lange ihr Mann gewesen, als er Bekanntschaft mit ihrem Charakter und ihren frühern Unternehmungen, darunter auch der anonymen Briefe an mich machte, und er folgte nur dem Gebote seines Gefühls, als er uns davon benachrichtigte, daß die Briefe falsch seien. Als er uns diese Nachricht brachte, faßte er Liebe zu der kleinen Fanny, und als ich bei der Feuersbrunst das Kind in seine Arme legte und es nicht wieder zurückforderte, brachte er es nach Hause. Das Verhältniß, in welchem er zu seiner Frau stand, machte jedoch, daß er ihr nicht zu sagen wagte, wessen Kind es sei. Er gab vor, er habe es in einem Thorwege gefunden und bat seine Frau, es als das ihrige anzunehmen. Jack besaß nun nichts Lieberes als dieses Kind. Er liebte es wie sein eigenes, liebte es mehr als sich selbst. Den einzigen Frieden, den er auf Erden zu besitzen wähnte, fand er in Fanny's Blick; die einzige Liebe, die sein Leben ihm schenkte, war die kindliche Liebe,

die Fanny zu ihm entfaltete. Allein die Verhältnisse sollten sich bald ändern. Eines Tages wurde die Wache requirirt, um einen Dieb zu verhaften. Jack wurde unter andern dazu commandirt. Als die Wache an Ort und Stelle gelangte, fand er zu seinem Entsetzen, daß es sich um seine eigene Frau handelte, die als Diebin verhaftet werden sollte. Er verweigerte den Gehorsam. Man befahl ihm. Er zerschlug den Kolben seines Gewehrs und warf dem Corporal die Stücken in's Gesicht. Sofort verhaftet, wurde er kurz darauf vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Durch königliche Gnade wurde die Todesstrafe in lebenslängliche Festungsarbeit verwandelt und nach wenigen Jahren noch ferner dahin gemildert, daß er in Freiheit gesetzt wurde. Während seiner Gefangenschaft hatte er jedoch durch den Umgang mit den übrigen Gefangenen viele ihrer Lehren eingesogen, die einzige Kette, die ihn noch an die bürgerliche Gesellschaft fesselte, war seine Liebe zu Fanny. Allein er betrachtete sich selbst als erniedrigt und wollte sie erst dann aufsuchen, wenn er sich in vortheilhaftern Umständen zeigen konnte. Er entschloß sich somit Seemann zu werden und gerieth nach einigen Jahren unter den Befehl meines Schwagers Romann, der damals das Schiff Franz Kellners, den „Delphin" führte. Romann hatte Jack nie gesehen und kannte das

Verhältniß nicht, in welchem er zu mir gestanden. Das Ereigniß, durch welches Jack Paul kennen lernte, übergehe ich. Auf der Festung war er verwildert, und durch hohe Versprechungen von einer gewissen Seite her, sowie durch seinen Wunsch, Fanny recht reich, — sehr reich — zu machen, gelockt, ließ er sich zu einer Handlung verleiten, die ihm jedoch bereits verziehen worden ist.

„Seine Frau vermochte man nicht von dem Verbrechen zu überzeugen, wegen dessen sie verhaftet worden war. Von ihrer schlechten Natur geleitet, gab sie bald die kleine Wirthschaft auf und eröffnete das Kaffeehaus London. Bereits früher hatte sie die Fäden vieler Verbrechen in ihrer Hand gehalten, von diesem Augenblicke an fielen noch mehrere darein. — Nachdem ich genesen war, wohnte ich nicht mehr dort; aber ich besuchte oft den Ort. Fanny wurde mit Milde erzogen; indessen war es doch gar zu deutlich, daß ihre Pflegemutter ihre Speculationen mit ihr vor hatte.

„Ich möchte am liebsten," unterbrach Brauner sich hier selbst, „über das hinweggehen, was ich jetzt hinzuzufügen habe. Allein damit die Personen in ihr rechtes Licht gesetzt werden, darf ich es nicht. — Eines Abends war ich wie gewöhnlich im Kaffeehause, als eins der Mädchen dort mir im Geheimen anvertraute, daß Fanny, die

damals gerade eingesegnet werden sollte, ... verkauft sei und zwar an meines eigenen Bruders Sohn Franz Kellner. Das Mädchen sei von der Kaffeehauswirthin mit Geld beschenkt worden, damit sie Fanny vorbereiten und überreden sollte. Es glückte uns, und namentlich durch Hilfe Romanns, der gerade in jenen Tagen von einer längern Reise zurückgekehrt war, das Mädchen zu retten, zu entführen und Franz Kellner zu demaskiren. Ich übergehe das Rasen der gereizten Kaffeehauswirthin, die später auf mich wie eine Hyäne losstürzen wollte. Aber das muthige Mädchen, das mit mir Fanny gerettet hatte, trat, von ihrem guten Herzen geleitet, dazwischen und erklärte laut, daß nicht ich, sondern sie Fanny gerettet und daß sie jeden Vorwurf verdiene, nicht ich. Ich hatte erwartet, daß die Wirthin nun blindlings auf das Mädchen losstürzen würde, allein das Gegentheil geschah. Sie waren mit ihren eigenen Waffen geschlagen worden, indem das Mädchen ihr zugleich gesagt, daß man ihr Geld gegeben, um Fanny zu einem Verbrechen zu verleiten. Sobald die Wirthin sich etwas beruhigt hatte, forderte ich ein Gespräch unter vier Augen mit ihr, und ohne mich selbst zu entdecken, erklärte ich ihr, daß sie kein Recht auf Fanny habe, und daß sie, wenn sie sich nicht bedeutenden Unannehmlichkeiten blosstellen wolle, die ganze Sache nieder-

schlagen und jede Forderung auf Fanny aufgeben müsse. Sie that es auch, und Fanny war gerettet."

Brauner hielt hier einen Augenblick inne.

„Vielleicht," fuhr er jedoch nach einer Weile fort, „möchte man doch hier" ... und er blickte um sich ... „zu wissen wünschen, wer jenes Mädchen war? — Es war Anna." —

Rask blickte freundlich in die Augen seiner Braut.

„Ich habe nun," fuhr Brauner darauf fort, „die Hauptmomente meines ereignißvollen Lebens erzählt, und habe nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Während meiner Besuche in dem Kaffeehause London habe ich Gelegenheit gehabt, manches Verbrechen zu verhindern, dann und wann ein warnendes Wort hinzuwerfen, das Nachdenken hervorzurufen und auf die Folgen eines zügellosen Lebens hinzudeuten. Ich glaube, daß ich einigen Nutzen gestiftet habe, wenn auch Vieles vergeblich blieb. Es ist allerdings wahr, daß ich oft im Voraus von Verbrechen gewußt habe, die im Kaffeehause verabredet und später ausgeführt worden sind; mehrere Mal ist es mir jedoch geglückt, auch solche zu verhindern; aber ich bin nie im Stande gewesen, Jemand zu verrathen, weil ich dadurch die Befriedigung verloren haben würde, selbst in meiner Erniedrigung im Interesse des Guten zu wirken. So

z. B. wußte ich von dem Einbruch bei Franz Kellner, vermochte aber nicht, ihm zuvorzukommen.

„Nachdem ich Romann wieder gefunden, wollte er durchaus, ich sollte mein damaliges Leben verlassen; aber ich war jedem andern Leben fremd geworden. Wenn ich auch unter Verbrechern lebte, ich war doch nicht allein. Romann setzte mich jedoch in den Stand, nach meinen beschränkten Wünschen und ohne Jemand zur Last zu fallen, leben zu können; er übernahm es auch, meinen Bruder in Amerika zu besuchen und dessen Gedanken auf die Ereignisse zu leiten, die hier vor seiner Auswanderung stattfanden. —

„Ich gestehe gern, daß Fanny, während der Zeit sie im Kaffeehause London war, mich nicht kennen lernen konnte, theils weil ihre Pflegemutter sie fast immer neidisch einsperrte, theils auch, weil ich gewöhnlich erst spät des Abends dort anlangte, nachdem sie zu Bette gegangen war, um nicht dem Anblicke der Orgien ausgesetzt zu sein, die dort stattfanden. Inmitten des Lasters wuchs sie auf, sogar in Unkenntniß, daß sie unter demselben sich befand. Und ihre Pflegemutter würde wenigstens viel Ehre durch die Art und Weise geerntet haben, in welcher sie sie schützte, wenn sie nicht Speculationen auf ihre Zukunft gehegt hätte. Ich gestehe auch, daß Fanny nicht wissen

konnte, welchen Antheil ich an ihrer Rettung hatte, um so weniger, weil ich glaube, daß sie selbst eigentlich nie weder um die Gefahr, noch um die Rettung gewußt hat; allein ungeachtet ich also ... ich, sowie auch Anna ihr unbekannt war, war es mir doch ein großer Schmerz, als sie bei dem Einbruch bei Paul mich verkannte und als meine Anklägerin auftrat. Fanny ist mir immer als ein klares, reines Bächlein erschienen, das durch einen Morast hervorquillt und den Himmel in heiterm, klarem Aeußern abspiegelt. Es schmerzte mich so tief, von denjenigen verkannt zu werden, die ich für gute Menschen ansah, daß ich all' das Unerklärliche vergaß, das mich umgab."

„Verzeihen Sie mir?" flüsterte Fanny.

Der Alte nickte ihr freundlich zu.

„Der Grund der Unermüdlichkeit, mit welcher Romann und ich jedes Bemühen, den wirklichen Mörder des Baron Lander zu entdecken, unterstützt haben, wird nun Jedem deutlich sein. So lange der Verdacht noch immer auf mir ruhte, konnte und wollte ich meinen wirklichen Namen nicht führen. Man könnte zwar einwenden, daß das Geheimniß noch nicht verrathen, und daß ich also noch nicht in diesem Augenblicke aus meiner dunkeln Stellung hätte hervortreten sollen; Vieles ist mir jedoch seitdem klar geworden, und ich zweifle nicht, daß die Stimme Gottes

— durch das Gewissen redend — bald meine Unschuld verkünden wird. Zwei gute Engel," fügte er noch hinzu, „wandern immer an der Seite des unschuldig Verkannten einher: die Hoffnung und der Glaube."

Hier schloß Brauner seine Erzählung und auf dieselbe folgte eine Ruhe und Stille, wie dann und wann in der Natur, wenn die Sonne nach einem stürmischen Tage im Westen niedersinkt.

Paul war der Erste, der das Schweigen unterbrach.

„Erlauben Sie mir eine Frage," sagte er. „Weshalb ließ der Polizei-Direktor Dich frei herausgehen, als wir doch Alle bereit waren, Dich anzuklagen?"

Brauner wandte sich lächelnd gegen Paul.

„Das ist mein einziges noch nicht verrathenes Geheimniß," antwortete Brauner, „allein dies kann ich doch sagen: Befreit wurde ich von..."

„Von wem?"

„Von dem dritten Engel des Lebens."

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete Paul.

„Von der Liebe."

Paul verstand ihn auch jetzt nicht, allein aus der ausweichenden Antwort des alten Mannes schloß er, daß dieser sich nicht mehr erklären wollte, und beherrschte seine Neugierde.

Die Kaffeehauswirthin, von Mutter Jonsson begleitet, entfernte sich am Ende der Erzählung so still und unbemerkt wie möglich.

Frohsinn und Freude kehrten wieder unter die übrigen Gäste zurück. Alle drückten herzlich Brauners Hand. Seit vielen Jahren war er nicht so glücklich gewesen, wie jetzt. —

Paul allein zog sich verstimmt und düster von den Andern zurück.

„Mein Gott," dachte er, „bin ich wohl ein Sohn des Lasters!"

Zweites Kapitel.

Ein verantwortlicher Zeitungsredacteur.

Die Falten, die sich auf Pauls Stirn gelegt hatten, bei jener Erörterung in Betreff Fanny's Eltern, die ihn auf's Neue auf seine eigene ungewisse Geburt hinführten, verschwanden nicht. Je länger diese Falten liegen blieben, je verschlossener, je ungeduldiger wurde er.

Brauner und Romann bemerkten diese Veränderung, allein sie vermochten den Grund derselben nicht zu erforschen.

„Ich will anspannen lassen," sagte er am Tage nach den vorhergeschilderten Ereignissen. „Ich muß nach Stockholm zurück, und Ihr müßt mir folgen."

Als Paul wieder in sein Haus in der Königin-Straße trat, warf er sich erschöpft auf ein Sopha.

„Was beunruhigt Dich denn eigentlich so sehr, Paul?" frugen die Freunde.

„Ich will handeln, ich will etwas thun," antwortete er. „Ich werde sterben, wenn ich mich nicht bald thätig beschäftigen kann."

Romann und Brauner blickten einander bestürzt an.

„Mir ahnt, was in seinem Innern gährt," sagte Brauner zu Romann, „wir sind es, die jetzt handeln müssen."

„Du hast Recht, wir müssen handeln!"

Man übergab Paul ein Billet, welches seiner geharrt hatte. Dasselbe enthielt eine Einladung von Franz Kellner auf denselben Abend.

Während die Freunde noch beisammen waren, wurde heftig geklingelt; eine Weile darauf ging die Thür auf und Johann Ask trat ein.

Obgleich sein Anzug ordentlicher und gewählter als früher war, so ruhte doch noch immer dieselbe Düsterheit auf seinem Antlitz.

„Sie sind ein Mann, Herr Kellner," begann Ask, „auf dessen Ehre man bauen darf, und dessen Rath angenommen zu haben, Einen nicht gereuen wird. Mir ist

eine wichtige Frage noch immer unklar; wollen Sie mir wohl ein Gespräch unter vier Augen schenken? Ich habe nur wenig Zeit."

Paul hatte Ask nie recht begreifen können. Ohne jedoch ein Wort zu äußern, kreuzte er die Arme über die Brust und war bereit, zu hören, was er zu sagen haben konnte.

„Als mein Elend und meine Noth am höchsten waren," sprach Ask, sobald er allein mit Paul sich befand, „verkaufte ich, um dadurch die Meinigen vom Hungertode zu retten, meinen Namen für einige Thaler."

„Ihren Namen?"

„Ja, Sie staunen, Herr Kellner; allein, mein Name war das Einzige, was ich noch besaß, und mit ihm verkaufte ich gleichfalls meine Ehre, meine Ueberzeugung, mein Gewissen."

„Erklären Sie sich näher."

„Um öffentlich durch die Presse die Regierung oder Privatpersonen nach Gutdünken schonungslos angreifen zu können, und selbst unangreifbar zu bleiben, braucht man sich, nach unserm Grundgesetz, nur einen sogenannten verantwortlichen Redacteur zu kaufen. Hinter dessen Rücken steht es Einem alsdann frei, ohne selbst etwas auf's Spiel zu setzen, die Ehre anderer Leute anzugreifen,

denn es ist der Verantwortliche, der vor den Gerichtshöfen erscheinen, öffentliche Abbitte thun, auf der Festung sitzen, des Landes verwiesen, oder den Kopf unter das Beil legen muß. Die Noth meiner Kinder, eine Noth, die dahin führte, daß ich sie verfluchte, ungeachtet ich sie doch liebte, nöthigte mich, meinen Namen zu diesem Spiele unter so erniedrigenden Bedingungen herzugeben. Ich bin es, Herr Kellner, der die Verantwortung für die Zeitung der Herren Bründel und Weidner übernommen hat. Aber Sie kennen vielleicht diese Herren nicht, und das kann Ihnen nur angenehm sein. Einmal auf diese Bahn geworfen, war es mir zuletzt gleichgiltig, was man von mir forderte, und somit übernahm ich zugleich die Verantwortung für eine politische Brochure, auf welche man sehr viel Hoffnung setzte — und nicht ohne Grund. Die Regierung biß an den Angelhaken, belegte die Brochure mit Beschlag und ließ den auf dem Titelblatte angegebenen Verfasser gerichtlich belangen, und heute hat die Jury das „Schuldig" über mich gesprochen. Ich bin von sicherer Hand benachrichtigt worden, daß ich heute Abend verhaftet werde."

„Verhaftet?"

„Wegen Hochverraths. Ueber das endliche Urtheil ist kein Zweifel, das Gesetz ist deutlich. Wenn man es

auch noch so ungern wollte, man muß mich zum Tode verurtheilen."

„Zum Tode!"

„Ich fürchte den Tod nicht, mein Herr. Ich habe dem Tode in's Auge geschaut, und zwar in einer weit entsetzlicheren Gestalt; ich sah ihn schon in der Gestalt des Hungers und des Elendes an mein Lager herantreten. Etwas ganz Anderes lastet auf meiner Seele, und ich wünsche und bitte darüber deshalb um Ihren Rath."

„Seien Sie nur aufrichtig, Ask."

„Meine politischen Freunde jubeln über dies Ereigniß, weil Sie es für gewiß betrachten, daß meine Verhaftung eine große Aufregung unter der ganzen Bevölkerung hervorrufen wird. Sie haben Recht, ich selbst glaube es. Es ist eine Selbstfolge, daß man die Absicht hat, sich diese Aufregung zu Nutze zu ziehen ... allein, ich muß vorher etwas bevorworten. Sie wissen, daß eine junge Dame mich und meine Kinder in unserm Elend aufsuchte; und Sie thaten es ja selbst, Herr Kellner. Es war eine schöne Handlung, die mich tief ergriff. Die Dame war außerdem von der Königin gesandt, und ich leugne nicht, daß es mir leid that, als ich es erfuhr, sowie ich auch weder die eine noch die andere Gunst angenommen hätte, wenn nicht die Lage meiner Kinder so ent-

setzlich gewesen wäre. Von jener Stunde an wurde jedoch meine Stellung mir selbst gegenüber zweideutig; mein Gewissen ließ mir keine Ruhe mehr. Die Ereignisse hatten jedoch ihren ungestörten Fortgang, und nun weiß ich nicht ...“

Ask schien sich zu besinnen, ehe er weiter sprach.

„Was wissen Sie nicht?“

„Hören Sie mich. Ich könnte viele Unannehmlichkeiten, viel Unglück verhindern, wenn ich entfliehen wollte.“

„Sie fürchten den Tod. ... O! Und ich, der ich die Lust verspüre, ihn herauszufordern.“

„Sie?“

„Bei Gott, ja!“

Ask betrachtete ihn aufmerksam, sein düsteres Antlitz erhellte sich dabei immer mehr und mehr.

„Herr Kellner,“ sagte er, „ich glaube Ihnen; geben Sie mir einen Rath und ich will Ihnen die Gelegenheit geben, in ein großes Ereigniß einzugreifen.“

„Reden Sie, reden Sie!“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich meinen Namen als verantwortlicher Redacteur und als Verfasser jener Brochure verkaufte. Mein Lohn dafür war gering. Sie haben selbst gesehen, in welchem Elende ich mich befand. Da kamen Sie und die Dame und brachten mir eine

wirkliche Hilfe, aus Wohlwollen und Menschenliebe gegeben."

„Nun?"

„Wenn ich mich verhaften lasse, dann ist der Entschluß gefaßt, die Verhaftung als das Signal zu einem Aufstande zu betrachten."

„Zu einem Aufstande?"

„Entfliehe ich dagegen, so verhallt die Geschichte gewiß ganz einfach."

„Ein Aufruhr?" wiederholte Paul noch einmal erstaunt. „Sind Sie dessen ganz gewiß?"

„Ich selbst bin ja das Signal, wie sollte ich denn dessen nicht gewiß sein? Antworten Sie mir, Kellner. Wollen Sie Theil an dem Aufstande nehmen, und ich gehe meinem Schicksale gern entgegen. Denn Sie sind doch ein Mann ... und ich will thun, was Sie wollen. Um ein Mann zu sein, muß man sowohl Kopf wie Herz besitzen. Sie besitzen Beides, sonst fehlt es den Meisten gewöhnlich entweder an dem Einen oder dem Andern. Sagen Sie mir Ihre Ansicht. Um Ihre Gründe kümmere ich mich nicht. Befehlen Sie nur, und ich gehorche. Wollen Sie die Revolution?"

„Nein, Ask! Nein, nein!"

„Dann entfliehe ich ... und die ganze Geschichte wird in Rauch aufgehen.“

Paul begann heftig im Zimmer auf- und abzugehen.

„Fliehen?“ äußerte er. „Nein, das dürfen Sie auch nicht. Kennen Sie den Plan der Verschworenen?“

„Vollständig.“

„Erzählen Sie mir.“

„Sobald ich verhaftet werde, wird eine Rackete von dem Thiergartenberg in die Luft steigen. Unmittelbar darauf und sobald die Dämmerung einbricht, werden die Gefangenen aus dem südlichen Arresthause herausbrechen, ein Theil der Wache ist bereits bestochen. Ihre Ansicht ist die, daß diese Gefangenen sich von Langholm nach Helenaborg hinüber setzen lassen, von wo aus die freie Verbindung mit Södermalm gesichert ist. Wenn sie hinüber sind, wird dies von den Höhen dort durch das Aufsteigen einer zweiten Rackete telegraphirt. Als Antwort hierauf steigt eine dritte Rackete von dem deutschen Berge empor. In Folge dieser Signale zerstreuen die Anführer der sämmtlichen Vagabonden der Hauptstadt sich nach allen Richtungen hin, um ihre Freunde zu sammeln; in der Finsterniß werden diese Banden weniger deutlich zu erkennen sein und man ist der Ueberzeugung, daß

das Volk im Allgemeinen herbei strömen und sich mit ihnen vereinigen wird. Mit einer Abtheilung beabsichtigt man darauf die Artilleriekaserne zu überrumpeln, während man sich mit Hilfe einer andern Abtheilung des Schiffsholms bemächtigt, die Brücke abwirft und dort eine feste Position einnimmt. Um die Stadt von Södermalm abzuschneiden, werden die Schleußen sämmtlich abgebrochen. Und wenn die Sonne aufgeht — wird die Stadt in vollem Aufstande begriffen sein."

Während Ask dieses erzählte, ging Paul mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und seine innere Aufregung steigerte sich mit jedem Augenblicke.

„Das Gelingen dieses Planes ist kaum zu bezweifeln," fuhr Ask fort. „Große Summen sind vertheilt worden; viele Männer aus den höhern Ständen harren nur des ersten Schrittes, um sich darauf mit dem Volke zu vereinigen."

Paul erinnerte sich, daß Bocklund, als sie ihm die Ehre anthun wollte, ihn zu ihrem Banquier zu machen, gleichfalls von einem bevorstehenden Aufruhr gesprochen, und er hegte gar keinen Zweifel, daß derselbe weit verzweigt sei.

Während er hin- und herwanderte, sprühten seine

Augen Feuer, seine Stirn erhellte, seine Brust erweiterte sich.

Plötzlich blieb er vor Ask stehen.

„Wer hat die Verschwörung angelegt?“ frug er. „Wer ist der Chef derselben? Kennen Sie ihn, Ask?“

„Ich kenne ihn.“

„Wer ist er? Sie müssen es mir sagen.“

„Nein, mein Herr, das würde ...“

„Was würde das sein?“

„Das würde Verrath sein.“

„Hören Sie mich, Ask! Ist es das Volk selbst, das diesen Aufstand wünscht und will? Ist der Gedanke daran seinem eigenen Innern entsprungen? Ist der Druck in Schweden ein solcher, daß es eine Pflicht gegen das Vaterland ist, das Banner der Revolution zu entfalten? Erheischt unsere Nationalität es? Erheischt die Civilisation es als ein nothwendiges Opfer auf ihrem Altar? Entspringt die Revolution wie eine nothwendige Folgerung eines tieferen Verfalles unseres sittlichen und politischen Lebens?“

„Nein, nein!“

„Wenn das der Fall wäre, würde ich mich dem Willen der Nation beugen.“

„Darf ich Ihre Hand drücken, mein Herr?“

„Sind hingegen einzelne Personen, oder ist es eine einzelne Partei, die aus eigenem Interesse — mögen diese nun im Uebrigen persönlich oder allgemein sein — die Unkenntniß des Volkes benutzt, um die bürgerliche Ordnung in gewaltsamer Weise umzustürzen, da sind diese Leute in der That weiter nichts als Verräther gegen die Nation, Verräther gegen die friedliche, die gereifte Entwickelung derselben, und zu ihnen stehen weder Männer von Verstand, noch solche, die einen klaren Begriff von Vaterlandsliebe besitzen. Sie sagen selbst, daß Geld vertheilt worden ist. Eine Revolution, die durch Geld oder auf andere unnatürliche Weise heraufbeschworen wird, ist ein politisches Embryo, ein Wickelkind, durch welches kein Glück gedeiht. Nur wenn die Revolution sich als das unmittelbare Resultat eines unnatürlichen Druckes von oben entwickelt, kommt sie mit der Majestät der Volkssouverainetät ... der Menschheit auf ihrer Stirn, und was sich ihr dann entgegensetzt, muß weichen oder vernichtet werden."

„Genug, mein Herr! Ich will Ihnen sagen, wer der Chef ist, weil ich überzeugt bin, daß Sie ihn doch weder verrathen wollen, noch können."

„Wer ist er?"

„Es ist Ihr Cousin, Franz Kellner."

Keine Nachricht hätte größeres Erstaunen in Paul erregen können. Von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft war allerdings ein feindliches Element zwischen sie getreten, aber Paul hatte sich weit eher daran gewöhnt, einen Anverwandten in ihm zu erblicken, und obgleich er bei ihrem ersten persönlichen Zusammentreffen anstatt eines offenen Freundes vielmehr einen offenen Feind in Franz Kellner fand, so hatte er doch bis jetzt geglaubt, derselbe sei wenigstens in seinem öffentlichen Leben ein rechtschaffener Charakter.

„Kellner? Franz Kellner?“ rief er. „Wer ist denn thörigt genug, zu glauben, daß Franz Kellner ... daß es ihm gelingen wird, mit dem Hammer des Donnergottes zu spielen? Kellner? ein Mann ohne Herz, ein zweideutiger Charakter? Er wird höchstens eine Posse aufführen können ... mein Gott, er wird ohne Zweck und Ziel, höchstens in Folge schmutziger Privatinteressen das Volk zur Schlachtbank führen.“

„Hören Sie auf, Herr Paul, Sie haben Recht. ... Allein, was soll ich thun? Sprechen Sie Ihre Ansicht aus und ich werde dieselbe befolgen.“

Noch eine Weile schwieg Paul und setzte seine Wanderung im Zimmer fort; darauf blieb er wieder vor Ask stehen.

„Sie haben nur Eins zu thun, Ask. Begeben Sie sich nach Hause und harren Sie ruhig der Dinge, die da kommen werden. Kommt man, um Sie zu verhaften, dann lassen Sie es ruhig geschehen. Sie haben unklug gehandelt; allein was geschehen, ist nicht zu ändern, und Sie müssen die Verantwortung tragen, wie es einem Manne geziemt."

„Allein der Aufstand?"

„Fürchten Sie nichts. Ich nehme die Verantwortung auf mich."

„Und Sie versprechen, weder ihn, noch irgend einen Andern dem Schwerte der Gerechtigkeit zu überliefern?"

„Das verspreche ich, ja; allein verlassen Sie mich jetzt!"

Ask that einige Schritte, blieb aber wieder stehen.

„Ich fühle mich jedoch beunruhigt," sprach er, „gleichsam, als hätte ich etwas Böses gethan."

„Seien Sie ruhig, Ask! Sie haben Ihre Landsleute von einem nutzlosen Blutbade, von Leiden und Opfern befreit, die nur Unglück und Schande zur Folge haben würden."

„Allein ... wenn ..."

„Keinen Zweifel, Ask, denn darin spricht sich auch ein Zweifel gegen meine Ehre aus. Alles, was Sie ge-

than, ist, daß Sie sich in meine Hände begeben haben. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen werde."

Sobald Ask Paul verlassen hatte, rief dieser Brauner und Romann wieder herbei. Eine Viertelstunde verstrich mit Berathschlagungen. Darauf wurden Boten nach mehreren Richtungen ausgesandt. Die Thätigkeit, die Paul entwickelte, verjagte jeden düstern Schatten von seinem Antlitz, und männlicher Muth, gepaart mit jugendlichem Feuer, kehrten wieder bei ihm ein.

Drittes Kapitel.

Zustände und Verhältnisse im Hause Franz Kellners.

Wir kehren zu Franz Kellner zurück, und finden ihn als Wirth an einer reichbesetzten Mittagstafel in seinem eigenen Hause. Die Zahl der Gäste war nicht groß; sie bestand nur aus einigen wenigen näheren Freunden, die in seine Pläne eingeweiht waren. Man erblickte dort einige höhere Militairpersonen und Civilbeamte, sowie drei oder vier Personen aus der Bürgerschaft. Ungeachtet es weder an der Anrichtung, noch an Weinen fehlte, waren doch die Freunde ungewöhnlich schweigsam. Kein Scherz kam über ihre Lippen, kein fröhliches Gelächter kreuzte sich über den Tisch. Man aß und trank, und die Bedienung bestand nur aus einem einzigen alten Diener, dem gegenüber Kellner keine Geheimnisse besaß.

„Ehe Sie noch Ihre Ansicht aussprachen, meine Herren," sagte Kellner, „hatte ich bereits den Entschluß gefaßt, ganz in Uebereinstimmung mit derselben zu handeln. Schon vor längerer Zeit erklärte ich an einen von Ihnen, meine Herren, daß ich in der bündigsten Weise die Beschuldigung zurückweisen würde, daß ich mich in meinen Operationen von einem verurtheilten und verhafteten Spitzbuben, wie jener Chevalier Gourville, leiten ließe. Allerdings, ich läugne es nicht, habe ich, so lange ich noch nicht wußte, wer er sei, mich dann und wann in seiner Gesellschaft gezeigt; aber ich war nicht der Einzige, den zu hintergehen es ihm glückte. — Stoßen wir an, meine Herren!"

„Das ist gut, Kellner," antwortete einer der Anwesenden; „neben Gourville möchten wir in der That nicht später einmal in der Weltgeschichte glänzen. Allein Deiner soeben gesprochenen Worte ungeachtet, ist so viel gewiß, daß, wenn es bekannt wird, daß er heute Abend aus dem Gefängnisse bricht und sich mit uns vereinigt, man irgend eine Beziehung zwischen ihm und uns vermuthen wird, was uns immer in den Augen der Nachwelt herabsetzen dürfte. Wir kennen seinen dreisten Charakter, und geben wir ihm die Hand, wird er den Arm nehmen, reichen wir ihm den Arm, wird er sich

unser ganz und gar bemächtigen. Wir müssen ihn in einer unzweideutigen eclatanten Weise zurückweisen, und dadurch jeden Verdacht vernichten. Was mich betrifft, so folge ich Dir nur unter dieser Bedingung bis an's Ziel."

Kellner lächelte.

„Sie vergessen zu trinken, meine Herren," äußerte er nur.

„Alles muß rein und klar zwischen uns sein," antwortete ihm der Redner, „wenn wir entschlossen auftreten sollen. Du mußt uns zeigen, daß Gourville seine Hand nicht mit im Spiele hat. Wenn ein verurtheilter Verbrecher uns zur Seite steht, dürfte man uns in'sgesammt als Verbrecher beurtheilen. Was antwortest Du?"

Die übrigen Anwesenden stimmten mit ein.

Das Lächeln spielte noch um Kellners Lippen, aber ohne zu antworten, erhob er sich nun vom Tische.

„Ich werde Ihnen einen sprechenden Beweis dafür geben," sagte er, „daß ich nicht in solchen Beziehungen zu Gourville stehe, wie Sie vermuthen und daß ich weiß, was unsere Ehre erheischt."

Kellner flüsterte dem alten Diener einige Worte zu; dieser entfernte sich sofort und trat nach einer Weile wieder in Begleitung einer Person ein, die durch sein

düsteres, feindseliges Aeußere einen unheimlichen Eindruck machte.

Es war der Stier.

„Wer ist der?" frugen die andern Herren einander, fast erschrocken durch das dunkle Feuer, das aus seinen Augen sprühte.

Kellner legte jedoch kein Gewicht auf diese Frage.

„Giebt es Jemand," sprach er zu dem Stier, „den Du recht gründlich hassest?"

„Ich hasse Einen," antwortete dieser, „der mich in der letzten Zeit wie ein wildes Thier gehetzt hat. Wenn ich nicht Schutz bei Ihnen, Herr Kellner, gefunden hätte, würde man mich schon längst getödtet haben."

„Und wie heißt der Mann, den Du hassest?"

„Gourville."

„Weshalb habe ich Dich heute hierher kommen lassen?"

„Um ihn zu ergreifen."

„Wie viele Mann hast Du bei Dir?"

„Vier handfeste Kerls; ich selbst bin der Fünfte."

„Was habe ich Dir zu thun befohlen?"

„Sie haben uns befohlen, uns heute Abend in einem Zimmer hier im Hause aufzuhalten, damit wir auf Ihren Wink hin ihn ergreifen und binden können."

„Vergiß nicht, daß ich Dir noch einmal befehle, das Alles genau auszuführen. Jetzt entferne Dich wieder.“

Der Stier entfernte sich.

„Wohlan denn, meine Herren,“ sprach Kellner und wandte sich an seine Freunde, „Sie sehen, daß ich gehandelt habe — noch ehe Sie sprachen.“

„Du bist ein großer Mann, Kellner,“ sprach einer der Freunde, „mit Dir ist Cäsar und sein Glück.“

„Heben wir die Tafel auf und begeben uns jetzt in ein anderes Zimmer,“ unterbrach er ihn.

Als die Freunde in das nächste Zimmer traten, fanden sie dort inmitten desselben einen Tisch, auf welchem ein großes Büffelhorn mit reichen, prachtvollen Silberverzierungen stand.

Die versilberten Sicherheitsverschlüsse, die gewöhnlich die Champagnerflaschen zieren, wurden gelös't und der moussirende Wein warf die Stöpsel hoch in die Luft und begrüßte die Freunde mit seinem Knalle, worauf der perlende, schäumende Inhalt aus den Bouteillen in das Trinkhorn stürzte und hoch empor braus'te, wie empörte Meereswellen.

Kellner ergriff das Trinkhorn.

„In großen Augenblicken,“ sprach er, „sind kleine

Worte die besten Worte. Ein Hoch, meine Herren, auf das Gelingen unseres Unternehmens!"

Das Trinkhorn ging von Mann zu Mann, und die Freunde leerten es, indem sie Kellner ihren Beifall schenkten; darauf machten sie sich zum Aufbruche bereit.

„Seien Sie mir wieder heute Abend willkommen," sprach Kellner; „Sie wissen," fügte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln hinzu, „daß meine Frau und ich einige Gäste eingeladen haben, damit wir uns amüsiren; seien Sie mir willkommen, meine Herren!"

Kellner blickte eine Weile seinen Freunden nach; bald war er jedoch allein und sank nun auf einen Stuhl nieder.

„Am Ziele also!" sprach er kurz vor sich hin. „In einigen Stunden am Ziele! Die gesetzliche Ordnung kann allerdings mit Pompejus sagen, daß sie nur die Erde zu stampfen braucht, um Armeeen heraufzubeschwören; aber ich antworte mit Cäsar: die Würfel sind gefallen."

Bei diesen Worten legte Jemand Hand an den Thürgriff, und, sonderbar genug, dieser Mann, der gerade

in diesem Augenblicke an nichts Geringeres dachte, als an den Umsturz eines ganzen Staates, zitterte.

Die Thür ging langsam auf, und er fuhr erschrocken empor.

„Was willst Du hier?" frug er, noch die eine Hand auf die Stuhllehne legend; die Eintretende war Gabriele.

Gabriele näherte sich langsam, sie bebte gleichsam vor Kellner zurück.

„Ich wollte Dich nur daran erinnern, daß wir heute Abend den letzten Mai haben."

„Ich habe es nicht vergessen; allein was weiter?"

„Verzeih' mir, Kellner; allein eine Mutter ist unruhig. Heute Abend beabsichtigt Gourville zu entfliehen."

„Und morgen werden Sie mich verlassen."

„Darüber ist ja entschieden. Sie werden glücklicher sein ... wenn ich erst fort bin; allein ich wollte ..."

„Und Sie werden glücklicher sein, wenn Sie mich nicht länger sehen."

„Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie wirklich glauben, daß es Gourville glücken wird, aus dem Gefängnisse zu entfliehen? Mein Herz bezweifelt es ..."

„Darüber können Sie sich vollkommen beruhigen, gnädige Frau, Gourville wird ungefähr um zehn Uhr

hier sein. Ich setze allerdings dabei voraus, daß keine Unvorsichtigkeit dabei stattfindet und daß man meinen Plan genau befolgt. Wenn Alles am Bord bereit ist, die Segel auszuspannen, habe ich, wie Sie wissen, es empfohlen, eine Rackete von dem Thiergarten-Berge aufsteigen zu lassen. Dieselbe wird auf Helenaberg gesehen werden, und wenn Graf Frank nicht seine Rackete als Zeichen für Gourville zur Flucht früher aufsteigen läßt, kann er nach einem kurzen Besuche hier an Bord gehen und in einer Stunde ohne Gefahr sein. Wo befindet sich Frank für den Augenblick?"

„Frank ist jetzt bei meinen Eltern. Ich erwarte ihn in einer Stunde; er hat mich gebeten, ihm bis dahin die Papiere zu verschaffen, welche das Schiff, den „Delphin", betreffen."

„Die Papiere liegen dort auf dem Tische. Haben Sie die Güte und nehmen Sie sie."

„Dieses Couvert enthält doch alle das Schiff betreffende Papiere, so daß dasselbe das Recht besitzt, jeden Augenblick die Anker zu lichten und abzusegeln?"

„Alle Papiere sind ausgefertigt. Der Graf selbst kann sie controliren, wenn es ihm beliebt."

„Ich vertraue Ihnen, mein Herr."

„Graf Frank wird doch wohl genau meine Vor-

schriften in Betreff der Signale befolgen? Ich halte sie für wichtig. Es ist überhaupt leicht einzusehen, daß, wenn Gourville entflieht, bevor das Schiff klar ist, man ihn vielleicht wieder erwischen dürfte."

„Seien Sie überzeugt, Kellner, daß er nicht Ihren Rath vergessen wird, durch welchen Sie gezeigt haben, daß Sie doch einen Antheil an unserm Unglücke nehmen."

„Zweifeln Sie nicht daran ..."

„Unsere Dankbarkeit ..."

„Reden Sie nicht davon, Gabriele. Sie vergessen wohl nicht, daß ich durchaus mit Gourville reden muß."

„Er wird nicht unterlassen, sich bei Ihnen einzustellen."

„Versprechen Sie mir noch Eins, Gabriele ..." Kellners Stimme wurde dabei milder als gewöhnlich ... „Versprechen Sie mir Eins, es ist vielleicht die letzte Bitte, die ich an Sie richte, versprechen Sie mir, ihm diese Schiffspapiere nicht zu geben, bevor er mich besucht hat."

„Ich verspreche es."

„Versprechen Sie mir auch, heute Abend fröhlich und freundlich gegen unsere Gäste zu sein. Ich möchte nicht gern, daß irgend Jemand unsere geheimen Beziehungen früher erfährt, als wenn Sie von mir abgereis't

sind. Wenn das erst der Fall ist, mag man reden was man will. Versprechen Sie, diesen Wunsch zu erfüllen?"

„Auch das verspreche ich."

„Unsere Ehe ist unglücklich gewesen, mag sie deshalb gelös't werden; allein, thun wir es mit so viel gegenseitiger Schonung wie möglich. Beide haben wir gefehlt; aber es wird uns ehren, wenn wir uns gegenseitig verzeihen, wenigstens, wenn wir uns trennen. Ich habe einige Gäste auf heute Abend eingeladen, damit Sie nicht genöthigt sind, die Zeit allein mit mir zu verbringen. Ich bitte Sie, durch Freundlichkeit gegen die Gäste mir diese Aufmerksamkeit zu vergelten."

„Sie werden keinen Grund erhalten, sich über mich zu beklagen; ich verspreche es."

Wir müssen in Kürze die Veränderungen zusammenfassen und ihren Gründen nachspüren, die in der Kellner'schen Familie stattgefunden hatten, und von welchen das vorhergehende Gespräch Kunde giebt.

Die politischen Unternehmungen, in welche Kellner sich gestürzt hatte, erheischten ungeheure Ausgaben. Sehr Wenige wollten einen Schritt nach der Richtung hin thun, die mit seinen Wünschen übereinstimmte, ohne dafür ab-

gesehen von Versprechungen und Anweisungen auf die Zukunft, eine contante, klingende Danksagung zu erhalten.

Zwar besaß er an dem bereits bezeichneten Minister einen Inhaber nicht unbedeutender Kapitalien; aber der Mann überlegte stets genau, ehe er sich zu einer Ausgabe entschloß, und Kellner sah sich genöthigt, aus eigenen Mitteln das Fehlende zu ersetzen, keinen Augenblick daran zweifelnd, daß er, für den Fall, daß seine Pläne glückten, diese Vorschüsse hundertfach wieder ersetzt erhalten würde.

Soweit seine Stellung es ihm erlaubte, unterließ er auch nicht, alle möglichen Hilfsquellen zu beanspruchen. Er hatte nicht allein Kapitalien von allen ausländischen Handlungshäusern herbeigezogen, mit denen er in solcher Verbindung stand, daß dieselben ihm es erlaubten, sondern er hatte sich auch an die eigenen Kapitalisten der schwedischen Hauptstadt gewandt, wodurch es ihm geglückt war, bis zu dieser Stunde ungefährdet zu gelangen; jetzt glaubte er nur noch eine Nacht zu brauchen, eine einzige Nacht, um später über all seinen Kummer zu lachen, weil er überzeugt war, daß alle Hilfsquellen des ganzen Reichs in größerer und kleinerer Ausdehnung ihm nachher offen stehen würden, und er somit die tiefen Wunden heilen

konnte, welche die aufrührerischen Pläne ihm selbst als solche geschlagen hatten.

Unter andern Mitteln, sich Geld zu verschaffen, hatte er auch an Abrahams Rath gedacht, seine Frau zu zwingen, ihn zu lieben ... oder widrigenfalls sie dahin zu bringen, daß sie die Verbindlichkeiten unterschrieb, die er nöthig hatte. Aus dem Grunde erlaubte er ihr auch nicht, zu Hause bei Ihren Eltern zu bleiben, sondern zwang sie, wieder zu ihm zurückzukehren.

Kellner hatte die weiße Anemone, Mathilde, bei der Freiherrin zurückgelassen, um, wie er sagte, dadurch das mütterliche Gefühl der Freiherrin für ihr Kind rege zu machen; vielleicht aber um selbst sie los zu sein.

Gegen Mitternacht — nachdem Gabriele wieder zurückgekehrt und alle Bewohner des Hauses wieder in Schlummer lagen, ergriff Kellner ein Licht und begab sich in Gabriele's Zimmer. In der andern Hand hielt er die Reverse, die er beabsichtigte, mit ihrer Unterschrift versehen zu lassen. Leise öffnete er die Thür. Als er eintrat, sah er noch Licht brennen, aber er vernahm Gabriele's Athemzug aus dem Bette und vermuthete, sie sei eingeschlafen, ohne das Licht auszulöschen. Langsam und leise näherte er sich ihrem Lager. Es war das erste Mal in seinem Leben. Wenn Gabriele nicht seine

Gattin gewesen wäre, würde er es vielleicht weniger verbrecherisch gefunden haben. Er blieb vor dem Lager stehen, beugte sich über dasselbe, um Gabrielen zu betrachten, aber diese hatte die Decke über den Kopf gezogen und er hörte nur die ruhigen, regelmäßigen Athemzüge. Er blieb lange stehen. Das Lager eines Weibes ist ein Heiligthum. Kein Mann nähert sich demselben, ohne daß zwei Mächte um ihn kämpfen; es ist noch heutigen Tages ein Kampf des Engel Michael und des Teufels. Kellner fühlte einen warmen Athemzug gegen sich ausströmen. Er sah, wie die schneeweiße Decke sich leise bewegte und über ihre weichen Formen herabfiel. Dabei veränderte sich allmählig sein eigener Athemzug; derselbe wurde kürzer, heftiger und heißer. Einen Augenblick schien es ihm, als habe er einen ungeheuren Fehler gegen dieses Weib begangen, weil er es nicht geliebt, und in diesem Augenblicke, in welchem eine Art von Liebe in ihm erwachte, glaubte er sich ein noch größerer Verbrecher zu sein, als damals, wo er sie nicht geliebt hatte. Seine unnatürliche Stellung führte ihn nun in einen Kreislauf von Vorwürfen hinein, die kein Ende nehmen wollten. Noch einmal beugte er sich über sie und streckte seine Hand aus, um sie zu wecken; allein er zog dieselbe plötzlich zurück. Er vermochte sich nicht zu erklären, was ihm

eigentlich eine solche Scheu verursachte. Er schwankte einen Schritt von ihr zurück und setzte das Licht aus der Hand. Wer ihn in diesem Augenblicke betrachtet hätte, würde ihn für einen Verbrecher angesehen haben. Aber er verharrte nicht lange in dieser Stellung; bald richtete er sich auf's Neue empor und kehrte an das Lager zurück. Dieselbe Bewegung wie vorher wiederholte sich: er beugte sich nieder, er lauschte ihrem Athemzuge und ein natürliches Zittern durchzuckte ihn. Vor seinen Gedanken schwebten so viele reizende Vorstellungen und Gestalten, in der einen Hand das Füllhorn der Flora, mit der andern ihm winkend. Leise sank er vor dem Lager auf die Kniee. Ein ganzes Leben versäumter Liebe lag in diesem Augenblicke hinter ihm; aber vor ihm flatterte gleichsam eine Flamme, die immer mehr und mehr an Ausdehnung gewann und ein zweites Paphos, Aphrodite an der Küste, beleuchtete. In seiner Einbildung lustwandelte er unter Orangen und Oliven, und die glühende Sonne der heißen Zonen brannte und entflammte sein Blut. Jede Feindseligkeit war in diesem Augenblicke entflohen. Seine Pulse klopften immer heftiger und gewaltsamer; die Adern schwollen ihm; sein Herz klopfte in jugendlichen Gefühlen. Kein Nektar berauscht uns so und kein Cypernwein moussirt wie der, welcher in dem

Becher schäumt, den unsre eigne Phantasie uns reicht. Jugend und Frühling entfliehen zwar, aber sie bleiben doch am längsten in unsrer Phantasie zurück. Eine der Hände Gabriele's war unbedeckt. Kellner ergriff dieselbe. Er hatte früher noch nie darauf Acht gegeben, wie weiß und schön sie war. Jetzt erst erblickte er es, und vermochte sich nicht zu beherrschen, er drückte einen leisen Kuß auf dieselben. Der Leidenschaft genügte dies; das war ein elektrischer Funke, der hinlängliche Kraft besaß, um seine letzte, schon gewonnene Ruhe umzustürzen, und er sprang von seiner knieenden Stellung empor.

Kellner trug einen Schlafrock; plötzlich warf er denselben ab.

„Beim Himmel," sprach er leise vor sich hin, „jetzt soll sie die Meine werden, oder... oder..." fügte er mit noch leiserer Stimme hinzu, „oder... diese Geldverschreibungen unterzeichnen."

Eine leise Bewegung wurde in diesem Augenblicke hinter ihm hörbar, allein er befand sich nicht in einer Gemüthsstimmung, um dieselbe zu beachten.

Die Lichter standen so, daß die Draperieen des Bettes einen Schatten auf das Innere desselben warfen.

Er hatte bereits die Bettdecke ergriffen und dieselbe

etwas zurückgeschlagen, als die Bewegung hinter ihm sich erneuerte.

Unwillkürlich blickte er um sich; allein es erfordert eine andere Feder als die unsrige, um den Ausdruck zu malen, der sich seiner Gesichtszüge bemächtigte, als er Gabrielen erblickte, die völlig angekleidet, ihn starr betrachtete.

Gabriele saß in einem Sopha, still, unbeweglich, blos einen strengen, unverwandten Blick auf ihn gerichtet.

Das Ereigniß war folgendes:

Die weiße Anemone, Mathilde, die bis spät am Abende bei der Freiherrin Lander gewesen war, wurde von dieser nicht aufgefordert, länger dort zu bleiben. Sie kehrte deshalb zu Gabrielen zurück, erschöpft von den herzzerreißenden Auftritten, die sie bei ihrer Mutter erlebt hatte. Gabriele war nicht in einer Stimmung, die ihr erlaubte, den Schlaf zu suchen, aber sie wünschte nichts desto weniger Jemand bei sich zu haben und überredete deshalb Mathilden, ihr Bett einzunehmen. Gabriele warf sich auf's Sopha und überließ sich ihren Gedanken. Kellner war bereits eine Weile im Zimmer gewesen, ehe Gabriele ihn bemerkte, und obgleich das Entsetzen, welches bei seinem Anblicke ihr Herz ergriff, ihr zugleich sagte,

was seine Absicht war, wurde sie doch durch dasselbe Entsetzen in ein unbewegliches, starres Bild verwandelt.

Es schien, als wären Kellner und Gabriele gegenseitig erstaunt.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?“ fragte sie endlich. —

Alle glühenden Träume flohen plötzlich von Kellner und statt ihrer trat die Verlegenheit ein.

Zum ersten Male bemächtigte sich seiner dieses Gefühl.

Er fühlte, daß sein Verdruß darüber sich gegen ihn selbst wandte, aber anstatt ihn stolz und dreist zu machen, machte es ihn demüthig, so demüthig, wie er noch nie gewesen. —

Er war in der Absicht eingetreten, Gabrielen seine Gewalt fühlen zu lassen und jetzt war sie es, welche die Macht besaß. Er hatte sie überraschen wollen und war jetzt selbst überrascht worden. Es war jetzt klar, daß sie alle die Beweise seiner Schwächen gesehen hatte, die er unter dem wollüstigen Einflusse des Augenblicks zur Schau getragen, und sein Blick senkte sich zu Boden. Nicht um alle Schätze der Welt hätte er ihr diesen Sieg gönnen mögen, und erröthete vor Scham zu gleicher Zeit, als er vor Zorn die Lippen zusammen preßte.

Gabriele wußte nicht, was in seinem Innern vor-

ging, aber aus ihrer Erstarrung herausgerissen, näherte sie sich ihm freundlich. Diese Freundlichkeit entwaffnete ihn noch mehr.

Ohne abzuwarten, was sie zu sagen haben könnte, ohne auf ihre Frage zu antworten, ohne zu überlegen was er that, ergriff er das Licht und die Papiere, und eilte aus dem Zimmer. Kein entdeckter Verbrecher ist jemals verdrießlicher und aufgebrachter über seine Unvorsichtigkeit entflohn.

Von diesem Augenblicke an war es Kellner klar, daß der ihm von Abraham eingeflößte Plan unanwendbar sei, weil er die feste Ueberzeugung hegte, daß Gabriele auf ihrer Hut sein würde.

Allmählig, wie die revolutionairen Pläne mehr und mehr gediehen, bemerkte er bald den Abscheu, welchen seine politischen Freunde gegen den bloßen Gedanken hegten, einen Mitverschwornen wie den eines Mordversuches wegen angeklagten Gourville zu besitzen. Es war kein anderes Mittel übrig — dies wurde ihm bald vollkommen deutlich — er mußte Gourville opfern; allein weshalb nicht auch aus dieser Handlung Vortheil ziehn? In seinem mit Plänen erfüllten Kopfe verwandelte sich bald jeder kleine Umstand in Etwas, aus welchem irgend ein Vortheil für ihn entsprang.

Auch jetzt war dies der Fall.

Frank hatte ihm in einem Gespräche unter vier Augen Gabriele's festen Entschluß, sich von ihm zu trennen, dargelegt, obgleich sie nur für den Fall, daß er sie dazu zwingen sollte, alle die gesetzlichen Hilfsmittel anwenden würde, die ihr zu Gebote ständen. Allein Kellner sah sehr wohl ein, daß sie im letztern Falle immer ihr Ziel erreichen würde und ging deshalb gutwillig auf ihre Forderung ein. Frank übernahm es, mit Gabriele's Eltern zu sprechen.

Die einzige Beziehung zwischen Kellner und Gabriele blieb also fortan nur Gourville; durch diesen wollte Kellner auch noch im letzten Augenblicke Gabrielen beherrschen und sie zwingen, ihre Freiheit theuer zu bezahlen.

Nachdem Gourville, nicht eines Mordes, wie Kellner sich gedacht hatte, sondern nur des Gebrauchs lebensgefährlicher Waffen wegen zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, hatte man ihn in das Arresthaus im südlichen Theile der Stadt gesetzt.

Gabriele und Frank erhielten nun auch in Kellner eine ganz unvermuthete hilfreiche und erfinderische Stütze behufs der Vorbereitungen zu Gourville's Flucht aus dem Gefängnisse. Allein nicht damit genug, führte der eine Plan, der eine Vorschlag zum andern, und als Frank den

Wunsch äußerte, Gourville sofort nach Amerika zu entfernen, damit jede Verfolgung und Nachforschung auf ein Mal aufhöre, schlug Kellner vor, daß er die Reise mit seinem Schiffe, dem Delphin, unternehmen solle. Dadurch geriethen Frank und Gabriele, die natürlicherweise Gourville in den Stand setzen wollten, daß er von jetzt ab ein ordentliches, unabhängiges Leben führen könne, auf den Gedanken, das Schiff für seine Rechnung anzukaufen, auszurüsten und ihm dadurch einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Das Geschäft ging leicht von Statten und wir haben gesehen, daß Gabriele auch die Papiere in Empfang nahm, die deshalb ausgefertigt worden waren. Durch alle diese Transactionen, bei welchen Kellner sich liberaler und humaner zeigte als man je zu wagen gehofft hatte, wurden die Beziehungen zwischen ihnen scheinbar freundlicher, obgleich allerdings deshalb das Eis um ihre Herzen nicht schmolz.

Man war übereingekommen, daß die Trennung Gabriele's von Kellner, oder wenigstens der Abzug der Ersteren aus dem Kellnerschen Hause, am Tage nach der Flucht Gourville's, wenn man ihn auf dem Wege nach Amerika wußte, geschehen solle.

Kellner ging in seinem Wohlwollen noch weiter, indem er es war, der den Plan zur Erleichterung der beab-

sichtigten Flucht Gourville's aus dem Gefängnisse, entwarf, und Frank und Gabriele glaubten keine Gründe zum Mißtrauen gegen ihn zu haben.

Der Leser kennt bereits die Raketen-Signale, die in Betreff des beabsichtigten revolutionairen Aufstandes verabredet waren.

Es fiel nun Kellner ein, daß er für den Fall eines Scheiterns seiner politischen Pläne, sich gegen jede Gefahr und wo möglich gegen jede Entdeckung schützen müsse.

Frank schien ihm gerade die geeignete Person, der er jede Verantwortung zuschieben könne.

Als Kellner deshalb sich verpflichtete, eine Rakete vom Thiergartenberge als Signal emporsteigen zu lassen, wenn das Schiff zur Abreise bereit sei, zeigte er Frank die Nothwendigkeit, gleichfalls eine Rakete von Helmenborg aufsteigen zu lassen, um dadurch Gourville zu benachrichtigen, wann er entfliehen solle.

Alle diese Pläne und Vorsichtsmaßregeln wurden mit dem größten gegenseitigen Vertrauen entworfen und angenommen.

Gabriele und Frank waren innig erfreut über das Interesse und den wohlwollenden Scharfsinn, den Kellner ihnen zeigte.

Er war nachgebend in allen Fragen, welche diese

Flucht betraf, nur auf einem bestand er hartnäckig: er wollte behufs eines wichtigen Gegenstandes durchaus mit Gourville zusammentreffen, bevor dieser an Bord ging.

Seine Absichten dabei werden wir später erfahren.

Im Cassa-Comptoir saß Kassirer Brandt an seinem Pulte, fast in derselben Stellung, in welcher wir ihn zum ersten Male erblickten. Beide Ellnbogen ruhten auf dem Schreibpulte, das Gesicht war in den Händen verborgen.

Kellner trat ein.

„Du bist verstimmt, Brandt," sprach er zu seinem treuen Jugendfreunde, „allein sei nur guten Muths. Zwar sind die Ausgaben groß gewesen und ich habe Dir nicht einmal gesagt, wozu die großen Mittel verwendet sind, aber das wird Alles bald anders werden und meine Ausgaben werden hundertfach einkommen. Das Geld steckt Alles in einem großen Unternehmen und tröste Dich, sei guten Muths, Morgenstunde hat Gold im Munde."

Brandt erhob nur sein blasses Antlitz und starrte seinen Principal mit einem verzweifelten Blicke an.

„Diese Nacht noch werden meine Kobolde das Geld hämmern," fuhr Kellner fort, „und morgen kannst Du beginnen einzukassiren; indessen," sprach er nach einer kur-

zen Pause, „habe ich noch heute einige Ausgaben. Wie steht es mit der Kasse?"

Brandt antwortete nicht, langsam und schweigend erhob er sich und öffnete den Geldschrank.

Derselbe war leer.

„Nun, das schadet nichts," sagte Kellner, „und müßten wir einen Wechsel auf London ziehn, gleichviel, wenn ich nur erhalte, was ich brauche."

Auch nicht auf diese Bemerkung antwortete Brandt, sondern reichte ihm nur schweigend einen Brief hin.

Als Kellner denselben las, erblaßte er.

„Man hat meinen letzten Wechsel protestirt," sprach er, jedoch vollkommen gefaßt. „So stehn die Sachen also? Nun, schön, sehr schön... Es ist also nothwendig, daß ich mich beeile, das Geschäft zu beendigen, welches mich in den letzten Monaten beschäftigt hat."

Kellner erhob sich bei diesen Worten in der Absicht, Brandt zu verlassen, aber dieser bekam nun plötzlich Leben und hielt ihn zurück.

Der alte Freund und Kassirer, welcher von seinen Plänen wenigstens nichts Bestimmtes wußte oder gar wissen wollte, versuchte ihn zu erschüttern und ermahnte ihn, von der Bahn abzuspringen, die er betreten und die seiner Ansicht und allem Anscheine nach, nur zum Unglück

führen würde. Allein seine Ermahnungen und Bitten waren in dem Grade verschwendet, daß Kellner zwar hörte, was er sagte, jedoch nichts desto weniger anderswo mit seinen Gedanken zu sein schien.

Es war herzzerreißend, die Worte des alten Freundes zu hören, und doch waren Kellners Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet.

„Der Delphin... nicht wahr, das Schiff ist ganz fertig heute Nacht abzusegeln?“ fragte er.

Brandt vermochte kaum seinen Unwillen, daß er vor tauben Ohren gepredigt, zurückzuhalten.

„Kellner! Kellner!“ fügte er jedoch hinzu, „einst warnte ich Dich vor Gourville. O mein Gott, hättest Du damals meinen Rath befolgt, wie ganz anders wäre es jetzt nicht gewesen!“

Du hast Recht... Gourville... Ja! ich erinnere mich jetzt an etwas...

Und er begab sich plötzlich in das kleine separate Comptoir oder Gemach, welches wir von früher kennen, und wohin er manchmal seine Zuflucht nahm.

Als er von dort wieder heraus trat, trug er etwas in der Hand, in ein Taschentuch gewickelt.

„Der Delphin sticht ja heute Nacht in die See?“ erneuerte er seine Frage an Brandt.

„So heißt es wenigstens," antwortete dieser.

Es ist kein ungewöhnliches Phänomen, daß unsre eigenen Gedanken manchmal dermaßen beschäftigt sind, daß wir nicht hören, was man uns sagt, obgleich wir uns nach einer Weile sehr wohl desselben entsinnen.

Es war dies der Fall mit Kellner, denn es schien, als habe er kein Wort, von dem was Brandt ihm sagte, gehört, er erinnerte sich aber später sehr wohl an den Sinn dieser Worte.

Vielleicht war es der Anblick der Theilnahme und des tiefen Kummers, der so unzweideutig aus Brandts Antlitz sprach, welcher Kellner seine Worte wieder in's Gedächtniß rief.

„Du warntest mich, Brandt, vor dem Wege, glaube ich, den ich betreten habe. Ich danke Dir dafür, mein Freund! Du sprichst wie ein Freund, ich handle wie ein Mann. Soll ich Dir eine Mythe erzählen?"

Ein melancholisches Lächeln spielte bei diesen Worten um Brandt's Lippen.

„Höre mich und dann urtheile. Zwei Geister standen ein Mal vor dem Throne des Schöpfers. Der eine bat: gieb mir die Flügel des Sturmes, o Herr, daß ich mich dreist in die Welt hinausbegebe; gieb mir den Donner und des Blitzes Flamme, daß ich die Menschen er-

schüttere; verleihe meinem Blicke die Schärfe und Dreistigkeit, die bewirken, daß die Völker, wohin ich trete, fürchtend niederknieen! Der andere bat: Gieb mir, o Herr, die Gelegenheit, friedlich Thaten zu vollbringen, die der Menschheit frommen; verleihe mir Kraft und Vermögen, die Menschen aufzuklären und zu erwärmen, daß sie sich um mich versammeln mögen in Liebe und Freude; verleihe mir den Einfluß jener harmonischen Ruhe, die unwiderstehlich die Menschen anzieht und sie an dem heimathlichen Heerde beglückt. — Es geschehe, was Ihr wünscht, antwortete der Herr. Und der erste Geist flog hinaus über die Welt wie ein Feuerstrahl und erhellte die finstre Nacht, er sprach, daß die Wolken sich trennten und er vernichtete das morsche Gaukelspiel einer elenden Welt; der andere begab sich in den engen Kreis des Einzellebens und verwandelte sich in die Flamme auf dem friedlichen, heimathlichen Heerde, erleuchtend und erwärmend. — Verstehst Du mich, Brandt?"

„Ich versteh' Dich nicht, Kellner, nein, nein, ich will Dich nicht verstehen."

„Der erste Geist ist die männliche Selbstständigkeit."

„Du betrügst Dich selbst, Kellner, es ist wenigstens nicht das christliche, sondern das heidnische Selbstständigkeitsgefühl. Es ist ein Glaube an sich selbst und nicht

an eine höhere Macht, es ist eine von Gott losgerissene Selbstständigkeit.

„Der andere Geist ist die Freundschaft, die aufopfernde."

„Ja, Kellner, er ist die noch lebendige Liebe Gottes, das Menschengeschlecht erleuchtend und erwärmend..."

Allein Kellner ließ Brandt nicht ausreden.

„Unsre Ansichten sind verschieden," unterbrach er ihn. „Unsre Bahnen gehen in verschiedenen Richtungen. Die Deine ist die des Friedens, der Zufriedenheit, des heimathlichen Glücks; die meine läuft in den großen Raum, in die Nacht hinaus. Lebe wohl, Brandt!"

„Warte noch einen Augenblick! Ich möchte Dein Bild weiter ausführen," fiel Brandt ein und hielt ihn zurück. „Du hast zwei Geister in die Welt hinausgesandt, betrachten wir sie auch, wenn sie wieder zurückkehren. Nachdem sie ihre Bahn vollendet, traten sie wieder vor den Thron des Herrn. Da fragte sie der Herr, was sie gethan. Ich habe Schreck und Entsetzen verbreitet, sprach der Blitz, ich habe Länder verheert, Hoffnungen mit Füßen getreten, aus einer Welt von Ruinen beten mich die Menschen an. Und der andere Geist sprach: Herr, ich habe Arme und Reiche erwärmt, ich habe in der Nacht geleuchtet, wenn Deine Sonne unterging, ich habe

den Menschen Friede und Freude bereitet und stilles Glück um meinen Heerd versammelt. Gieb uns unsern Lohn, o Herr, baten sie darauf. Und der Geist des Feuerblitzes beugte sein Knie vor dem Throne, und der Herr sprach und sagte: Verflucht seist Du. Und der andere Geist beugte sein Knie und der Herr sprach: Gesegnet seiest Du und Deine Thaten. Verstehst Du nun auch mich, Kellner? Ich spreche nicht von mir und Dir; ich spreche nur von dem, was Du unter Selbstständigkeit und Freundschaft Dir denkst."

Kellner betrachtete nur noch ein Mal seinen Freund und drückte seine Hand, in der Absicht, sich zu entfernen; allein in diesem Augenblicke bemerkte Brandt, daß Kellner etwas unter dem Arme trug, und eine entsetzliche Ahnung stieg plötzlich in seiner Brust empor.

„Was hast Du da?" rief er.

„Nichts ..." antwortete Kellner ... „gar nichts."

Aber Brandt riß das Tuch hinweg, welches den Gegenstand bedeckte, und erblickte nun die kleine Geldkiste, in welcher, wie er sehr wohl wußte, sich nur zwei geladene Pistolen befanden.

„Kellner, Kellner! O mein Gott!"

„Was Du auch bist, Brandt," sprach Kellner, „scharf-

sichtig bist Du nicht. Laß mich nur handeln wie ich will — und Alles wird gut endigen."

Hierauf entfernte Kellner sich entschlossen, und Brandt sank wieder in seine frühere Stellung am Pulte zurück.

Im Saale saßen Gabriele und die weiße Anomone, die weiße Mathilde. Gabriele hatte so eben die Papiere von Kellner in Empfang genommen, durch welche der Delphin Franks Eigenthum wurde, und welche deutlich zeigten, daß Alles geschehen, was nöthig sei, damit das Fahrzeug zu jeder Stunde die Anker lichten und in See stechen konnte.

Diesen Papieren fügte sie einen Paß für Gourville unter einem andern Namen hinzu.

„Alles ist in Ordnung," sprach sie, „und doch klopft mein Herz so unruhig. Erst wenn Gourville weit, weit von hier ist, werde ich mich dem Gedanken hingeben können, daß er auch ohne Gefahr ist."

„Ich bin überzeugt," antwortete Mathilde, „daß Ihre Unruhe überflüssig ist. Sollte es nicht Gourville wohl ergehen ... ihm folgt ja die Liebe und der Segen seiner Mutter und seines Vaters! Ich dagegen ..."

„Klage nicht, Mathilde! Es ist Dein Glück, daß

Du ein Mädchen bist, denn dadurch wirst Du nicht in so viele Versuchungen gerathen, wie er. Die Milde Gottes umgiebt mehr das Weib, als den Mann. Die Freiheit ist das Element des Mannes — aber die Freiheit ist schädlich — sofern sie nicht auf Prinzipien beruht und mit Verstand gehandhabt wird. Es war die Freiheit des Mannes — aber ohne eine gute, leitende Macht — die Gourville in den Abgrund des Lasters und Verbrechens warf. Ein Mädchen ohne Eltern besitzt doch immer einen Schutz gegen Versuchungen und Verführungen, und zwar in ihrer untergeordneten, abhängigen Stellung. Du besitzest auch in diesem Augenblicke mehr, als Du glaubst, Mathilde, Du besitzest ein reines, unschuldiges Gemüth und ein gutes Herz. Die Natur und Deine abhängige Stellung als Mädchen haben Dich geschützt. Danke Gott, Mathilde, daß Du ein Mädchen bist! Ich glaube, das nur hat Dich gerettet. Du trauerst, daß Deine Mutter und Dein Vater, wie es scheint, Dir noch in diesem Augenblicke nicht die Liebe schenken, nach welcher Dein Herz sich sehnt. Allein wenn Dein Herz auch das Bedürfniß einer solchen Liebe hat, so hat es Dein Leben nicht. Der Lichtstrahl geht rein durch die Nacht einher. Es ist bis jetzt der Fall mit Dir gewesen und es wird auch so bleiben. Liebe wirst Du in

allen edlen Herzen finden. Mathilde ... traure nicht darüber, daß Du Deine Eltern vermissest, betraure lieber, daß sie Dich nicht vermissen, daß sie keinen Sinn für das edelste Gefühl, keinen Sinn für die Liebe einer guten Tochter besitzen, denn dieser Mangel ist ihr Unglück, ist die Leere in ihrer Brust, die sie auf unrichtige Wege geführt und sie früher oder später in's Verderben stürzen wird. Was ich sage, ist meine vollständige Ueberzeugung, denn wenn sie eine Tochter nicht lieben, was können sie dann wohl lieben? Nichts, Mathilde, gar nichts! Und Diejenigen, die gar nichts lieben, was sind sie wohl? Wo bleiben sie wohl? Die kalte, herzlose Berechnung hat noch nie zu irgend einem wahren, wirklichen Glücke geführt. Selbst in der Nähe der Sonne wird man erfrieren, wenn das Herz von Eis ist. Du bist ein liebes, mildes Mädchen, Mathilde. Dein Glück soll die letzte Arbeit, soll die Beschäftigung des Abends meines Lebens sein, während Dein Morgengebet um Frieden für mich fleht. Nicht wahr, Mathilde? Komm in meine Arme!"

Mathilde lehnte ihren Kopf an Gabriele's Brust.

„Du glaubst nicht, Mathilde," fuhr Gabriele nach einer Weile fort, „wie mich Gourville's Schicksal beunruhigt. Immer steht er vor meinen Blicken, wie ich ihn im Gefängnisse sah, in Ketten vom Kopf bis zum Fuß

geschmiedet. Es war ein entsetzlicher Anblick für eine Mutter, Mathilde! Was mag die Uhr sein.... Doch das ist gleichgiltig.... Glaubst Du nicht, daß Frank bald hier sein wird? Mir scheint, er zögert lange.... Obgleich ich gar zu wohl verstehe, daß er...."

Gabriele wurde hier unterbrochen, Paul trat ein.

Paul war von Gabrielen sehr geschätzt; aber in diesem Augenblicke sprach etwas so Ungeduldiges, Heftiges und zu gleicher Zeit Unerklärliches und Räthselhaftes aus seinem ganzen Wesen, daß Gabriele sich scheu von ihm zurückzog.

„Ist wohl Herr Franz Kellner zu Hause?" frug er. „Ich wünsche sehr, ihn zu sprechen."

Der kalte geschäftliche Ton, in welchem er diese Frage that, verscheuchte den Eindruck nicht, den er bei seinem Eintritt gemacht hatte. Er begab sich auch augenblicklich nach Gabriele's Anweisung zu Kellner.

Der Abend war eingetreten, und es begann schon finster zu werden.

Pauls Auftreten hatte Gabrielen noch mehr aufgeregt. Durch ihre Furcht war sie mißtrauisch geworden. In seiner Ungeduld erblickte sie nur die Veranlassung neuer Beunruhigung; aber sie hatte keine Zeit, sich der-

selben hinzugeben, weil Frank im nächsten Augenblicke eintrat.

Er kam von ihren Eltern.

„Nun!“ rief sie bei seinem Eintreten, „hast Du mit meinen Eltern gesprochen? Was haben sie gesagt?“

„Sie haben uns ihren Segen gegeben, Gabriele.“

„Allmächtige Vorsehung, Dir sei Dank und Preis!“

„Ich sagte ihnen Alles. Anfänglich erschraken sie, aber ich behandelte die Sache mit der größten Zartheit, und schließlich machten sie sich nur Vorwürfe, wegen ihrer eignen Blindheit.“

„Und sie sind mit meiner Trennung von Kellner einverstanden?“

„Ganz und gar.“

„Und in Betreff unsrer Pläne für Gourville?“

„Auch diesen schenken sie ihren Beifall.“

„Und ihre Gesundheit? ...“

„In der That, Gabriele, ich glaubte nicht, sie würden mit so vieler Seelenruhe meine Erzählung hören. Mir schien, als hätten sie Sehnsucht nach Dir, und es ist wohl möglich, daß sie sich heute Abend hier einfinden werden. Dein Vater zweifelte zwar daran, daß seine Gesundheit es ihm erlauben würde; allein er dachte doch ernstlich daran.“

„Und jetzt," fiel Gabriele ein, „jetzt begiebst Du Dich ...."

„Nach Helenaborg," ergänzte Frank.

„Zögere nicht, Frank, zögere nicht! Du glaubst nicht, wie ich leide. Mir ahnt ein Unglück, obgleich ich nicht weiß, von woher es kommen soll; allein es ahnt mir ein solches, und bis Gourville weit, weit von hier ist, werde ich keine Ruhe, keinen ruhigen Augenblick haben. Was ich sagen wollte ... hier sind alle die Papiere, die das Schiff betreffen. Du brauchst sie nur auf den neuen Besitzer zu transportiren. Soll ich sie aufheben?"

„Thu' das, bis ich zurückkehre."

„Allein, was wollte ich noch sagen ... Du hast doch an die Rakete gedacht?"

„Du zweifelst daran, Gabriele. Gilt es nicht eben sowohl meinem wie Deinem Sohne?"

„Vergiß nicht, daß Du erst dann Dein Signal geben darfst, wenn Kellner schon vom Thiergarten-Berge signalisirt hat, daß Alles am Bord bereit ist."

„Ich werde nicht vergessen."

„Beeile Dich denn, Frank. Es wird schon finster. Denke an meine Unruhe."

„Ich gehe, Gabriele. Wenn ich zurückkehre, wird Gourville an meiner Seite sein."

„Ja, ja!“

Mathilde, die innig Antheil an Gabriele's Unruhe nahm, bat um Erlaubniß, Frank folgen zu dürfen. Er verweigerte es ihr, allein sie hörte nicht auf zu bitten, überzeugt, wie sie sagte, daß sie immer in irgend einer Weise nützlich sein könnte.

In kritischen Augenblicken werden gewöhnlich die Menschen und namentlich das Weib von einem gewissen Aberglauben ergriffen. Die Ahnungen greifen tief in das feine Räderwerk ein, durch welches ihre Gedanken in Bewegung gesetzt werden. Eine Weile schwieg Gabriele, während Mathilde bat, aber bald vereinigte sie sich mit ihr, von der düstern Ahnung geleitet, daß Mathilde doch vielleicht dem Unternehmen in irgend einer Weise frommen könnte. Frank gab nun auch nach, und bald saßen Beide in dem Wagen, welcher vor dem Eingange des Hauses stand ... und in schneller Fahrt eilten sie nun auf Södermalm zu,

---

Gabriele war allein. Sie hatte mehr ein betrachtendes Inneres, als ein wechselndes, ereignißvolles Leben geführt. Sie versank nun auch in stille Betrachtungen.

Nachdem sie die Frage in Betreff Gourville's Flucht

von allen Seiten betrachtet, eine Frage, die für den Augenblick alle andern verdrängte, kam sie endlich auf Paul und seinen Besuch, der, weil er sonst selten bei seinem Cousin erschien, ihr ganz auffallend war.

Sie wußte zwar, daß Paul auf den Abend eingeladen war, allein dieser Einladung zu Folge war es noch immer zu früh. Darüber nachsinnend, hörte sie im Zimmer nebenan ein heftiges Gespräch zwischen Franz Kellner und Paul. Manchmal horcht man, ohne es selbst zu wissen. Das that auch Gabriele in diesem Augenblicke; aber nur einzelne, abgerissene Worte erreichten ihr Ohr. Diese waren jedoch von der Beschaffenheit, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

So hörte sie Franks ... ihren eignen ... und auch Gourville's Namen. Der letztere kam namentlich sehr oft vor. Aber neben diesen einzelnen Namen hörte sie auch einzelne Worte, wie Staat, bürgerliche Gesellschaft, Freiheit. Königsmacht und Revolution. Namentlich dieses letzte Wort brachte ihre Phantasie in volle Thätigkeit.

Bei dem Besuche, den sie Gourville im Gefängnisse gemacht, hatte dieser ohne Vorbehalt eingestanden, daß er conspirire, weshalb auch sowohl Frank wie sie versuchten, hierüber eine Aufklärung bei Kellner zu erlangen,

weil sie glaubten, er müsse Gourville's Pläne in dieser Richtung kennen.

Allein Kellner versicherte ihnen, daß er nichts wisse und daß er nur die Vermuthung hege, es sei ein übereiltes Wort von Gourville, das ihm in seiner verzweifelten Lage entschlüpft sei.

Als Gabriele jedoch nun auf's Neue hierauf geführt wurde, traten alle ihre Ahnungen von Unglück und Elend mit erneuerter Kraft hervor, sie sah Gourville in einen Wirbel des Verderbens hineingezogen, aus welchem keine Rettung zu finden sei.

Diese entsetzlichen Ahnungen vermochten zwar keinen klaren Gedanken zu erzeugen, und der Gedanke kämpfte sogar gegen sie an, allein dies verringerte ihre Qualen nicht.

Sie hörte deutlich, daß Paul heftig und eindringlich zu Kellner sprach, obgleich der eigentliche Sinn dieser Worte ihr unklar blieb. Immer wiederholte sich Gourville's Name, und sie erschrak in dem Grade dabei, daß sie halb ohnmächtig auf ein Sopha niedersank.

Jetzt schwieg Paul, und sie erwartete, daß Kellner antworten sollte. Sie horchte, und er antwortete allerdings, allein zu ihrem Entsetzen nur mit einem Hohngelächter.... Einen Augenblick später ging die Thür auf,

und leichenblaß mit flammenden Blicken stürzte Paul in den Saal.

Es schien seine Absicht zu sein, ohne Aufenthalt durch den Saal zu eilen und sich so schnell wie möglich zu entfernen; aber sein Blick fiel auf die entsetzte, auf dem Sopha hingestreckte Gabriele, und er blieb plötzlich vor ihr stehen.

„Unglückliche!“ sprach er.

Dieses eine Wort kam so unmittelbar über seine Lippen und klang so aufrichtig, daß Gabriele aus demselben ein Todesurtheil über Alles, was sie liebte, zu hören glaubte.

In Gabriele's Herzen flammte jedoch immer ein Funken neues Leben, wenn das Unglück ihr ganz nahe trat.

„Wie,“ rief sie aus, „weshalb bin ich unglücklich?“

„Gourville,“ begann Paul, aber er hielt sofort inne; einen so entsetzlichen Eindruck schien dies eine Wort auf Gabriele zu machen.

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort,“ bat sie jedoch. „Tödten Sie mich nicht durch Ihr Schweigen. Gourville ....“

„Gourville,“ fuhr Paul fort, „allein Sie wissen es ja bereits.... Er beabsichtigt zu entfliehen, und wenn

die Flucht ihm glückt, wird dadurch unvermeidlich ein Aufstand entstehen."

„Barmherziger Gott, ein Aufstand!"

„Erschrecken Sie nicht, ich werde Dem zuvorkommen; zuvorkommen, daß Menschenblut gedankenlos im Interesse eines Einzelnen geopfert wird; zuvorkommen, daß der Fluch eines ganzen Volkes auf Ihrem Manne und Ihrem Sohne zu ruhen kommen wird.... Ich gehe ..."

„Sie haben die Absicht ..."

„Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ich ihnen zuvorkommen könnte, würde ich sie angeben; aber es wird nicht nöthig sein. Mag Ihr Mann in seinen Gedanken Revolution spielen, soviel ihm beliebt, und Ihr Sohn davon träumen, ein verlornes Glück durch eine dreiste Brüderschaft mit dem Zufall wieder zu gewinnen; dagegen vermag ich nichts zu thun, und es ist gleichgiltig, wenn nur ihre Absichten nicht zur Ausführung gelangen. Das ist es, dem ich zuvorkommen will. Die Flucht wird Ihrem Sohne nicht glücken. Ich werde ihn daran verhindern; leben Sie wohl, gnädige Frau!"

Gabriele war mehr todt als lebend. Sollte sie sich Paul anvertrauen, oder sollte sie es nicht? Sollte sie die Wahrheit verläugnen, oder sich zu seinen Füßen werfen und um Gnade für ihren Sohn bitten. Sollte sie es

versuchen, seine Gedanken anderswo hinzulenken, oder sollte sie ihm Alles gestehen? Sie wußte nicht, was sie thun sollte. Von diesen entgegengesetzten Gefühlen fiel sie vernichtet, ohnmächtig nieder.

Paul klingelte, und ein Kammermädchen trat ein.

„Kommen Sie Ihrer Herrschaft zur Hilfe!" befahl er, und entfernte sich darauf.

Als Gabriele wieder die Augen aufschlug, stand Franz Kellner vor ihrem Lager.

„Es wird Zeit sein," sagte er, „daß Sie Toilette machen. Unsre Gäste werden bald hier sein."

Viertes Kapitel.

Reue und Qual.

Wir verließen Freiherrin Lander in einem ohnmächtigen Zustande, in dem Augenblicke, in welchem Franz Kellner, geleitet von Fritz und Mathilde, zu ihr eintrat.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, schweiften ihre Blicke unstät und suchend umher.

„Wer war er?“ frug sie die Anwesenden. „Wer ist er?“

„Wer ...?“

„Der Mann mit dem schneeweißen Haar, mit dem ernsten Antlitz, den strafenden Blicken, den entsetzlichen Worten?“

Man ahnte, daß Jemand bei ihr gewesen sei, ohne jedoch ihre Frage beantworten zu können.

Die Unkenntniß, in welche sie dadurch versetzt, war die Quelle entsetzlicher Leiden.

Obgleich sie bei voller Vernunft war, richteten ihre Gedanken sich dennoch unverwandt auf einen einzigen Gegenstand. Nichts vermochte sie von diesem abzuwenden. Kellner sprach freundlich mit ihr, aber vergebens; Fritz ging auf ihren Gedankengang ein, allein gleichfalls vergebens; Mathilde trat herzlich und freundlich an sie heran, in der Hoffnung, ein mildes Wort zu erhalten; allein sie wollte sie nicht kennen und stieß sie zurück.

Kellner verließ sie auch bald; Fritz's Dienstangelegenheiten erlaubten ihm auch nicht länger zu bleiben, und wir wissen, daß auch Mathilde sich an demselben Abende wieder zu Gabrielen zurückbegab.

Sobald die Freiherrin sich allein befand — und es war bereits Abend, ehe sie dahin gelangte — verriegelte sie alle Thüren mit einer Sorgfalt, als hätte sie einen Einbruch befürchtet. Mehr als ein Mal betrachtete sie die Schlösser, untersuchte, ob sie auch richtig verschlossen habe, und mehr als ein Mal horchte und lauschte sie, ob Jemand draußen gehe.

Es knarrte im Corridor, sie zitterte wie ein Espenlaub.

Eine Weile später erblickte man sie mit einem Lichte

in der Hand, aus einem Zimmer in das andere wandern sie beleuchtete jeden Winkel, guckte unter die Sopha's und unter das Bett hinauf, hob die Vorhänge, Alles in die Höhe. Jeden Winkel der Zimmer untersuchte sie mit einer Genauigkeit, als suche sie nach irgend einem theuern, verlorenen Schmucke. Dabei schlich sie sich leise auf den Zehen kaum hörbar umher.

Bei dem kleinsten Geräusche auf der Straße blieb sie lauschend stehen, es war die Verzweiflung, welche lauschte.

„Ich glaube, ich bin allein,“ flüsterte sie endlich, „allein ... Gott sei Dank, daß ich allein bin!“

Sie begab sich nun in ihr Betzimmer.

Auch hier schaute sie sich vorsichtig um, und nachdem sie sich überzeugt, daß sie allein war, drückte sie die Feder des Toilettentisches, und derselbe verwandelte sich in ein Betpult; allein als das Tischblatt herabfiel, gab es einen gellenden Laut von sich; erschrocken verlor sie das Licht und befand sich nun im Dunkeln.

Dieses an und für sich unbedeutende Ereigniß verwirrte sie vollständig, und mit einem lauten Schrei floh sie aus dem Betzimmer in den Saal, warf sich auf's Sopha und verbarg das Gesicht mit beiden Händen. Ihre aufgeregte Phantasie ließ ihr das Betzimmer voll Mörder

sehen und jeden Angriff erwarten. Sie glaubte auch deutlich zu hören, wie man sich ihr mit vorsichtigen Schritten näherte, wie man mit einander flüsterte und zwar davon, sie zu tödten; trotzdem, daß sie das Gesicht mit beiden Händen verbarg, glaubte sie die flammenden Augen des Mörders und die Mordwaffe zu erblicken, mit der man sie im nächsten Augenblicke durchbohren wolle.

Außer sich vor Verzweiflung sprang sie empor, warf sich auf die Kniee und bat laut um Gnade und Schonung.

Die Dichter vermögen ganze Welten in der Luft zu schaffen, erblicken die schönsten Dinge in den Wolken, sind in der Nacht von Engeln umschwebt; das Gewissen besitzt dieselbe schaffende Kraft, allein es umgiebt uns mit Furien, mit Geißeln bewaffnet, Dämonen mit flammenden Fackeln, es malt Schwarz in Schwarz.

Die Gewissensqualen der Freiherrin Lander riefen dergleichen immer wechselnde Bilder der Finsterniß hervor.

Es war jetzt nicht mehr ein Mörder, der sie angriff und ihr Leben bedrohte, das Schreckbild verwandelte sich in einen Greis mit schneeweißen Haaren.

„Ich bin ein Bote —" so, schien es ihr, sprach der Alte — „ein Bote aus der Gruft Ihres Mannes. Ich bin ergraut," fuhr die Stimme fort, „ergraut auf dieser

Wanderung, die ich unausgesetzt in zwei und zwanzig Jahren verfolgt habe. Im Namen Ihres Mannes komme ich jetzt, um Sie des Mordes Ihres eignen Gatten anzuklagen!"

Sie hörte die Stimme so deutlich: jedes Wort ging ihr durch Mark und Bein.

Außer sich vor Entsetzen sprang sie empor.

„Du lügst, alter Gauner!" rief sie. „Du lügst, ich habe nicht gemordet ..."

Und wiederum sank sie zurück in's Sopha.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür. Jeder Blutstropfen wich aus ihren Wangen, das Herz hörte auf zu klopfen, der Athem stockte ihr.

„Man wird mich in Fesseln schlagen," flüsterte sie; „ergreifen ... verhaften. Wohin soll ich fliehen? durch's Fenster? Das ist der Tod. An der Thür erwartet mich der Tod. Hier werden meine Qualen mich tödten. Außer mir ... in mir ... überall nur der Tod."

Allein plötzlich sprang sie empor.

„Ich habe das Leben verachtetet," rief sie, „ich kann auch den Tod verachten."

Das Klopfen an der Thür fuhr fort.

Mit einer Heftigkeit, als handle es sich um ihre ewige Seligkeit, zündete sie nun wieder Licht an. Aus

Furcht, sich schwach zu zeigen, oder das Licht zu verlieren, ergriff sie den Leuchter mit beiden Händen und begab sich an die Thür.

Das Klopfen dauerte noch immer fort.

„Wer ist da?" frug sie.

„Ich bin es," antwortete eine Stimme von außen.

„Der Tod ... ach ich weiß, ... ich weiß es ... der Tod."

Die Freiherrin wagte nicht emporzublicken, als die Thür aufging. Mit verschlossenen Augen, blaß, gespensterhaft, stand sie da, während die Hand, in welcher sie das Licht hielt, immer mehr und mehr herabsank.

„Führe mich fort," flüsterte sie, „führe mich fort ... ich will sterben ... ich will sterben ..."

Die Eintretende war Niemand anders, als ihre Aufwärterin. Erschrocken über die aufgeregte Gemüthsstimmung der Freiherrin, ergriff sie ihre Hand und führte sie in die Schlafstube. Die Freiherrin folgte ohne Widerstreben, in der Ueberzeugung, es ginge zum Tode.

Eine Weile später lag sie in ihrem Bette.

Die Nacht kam heran, allein sie brachte keinen Frieden. Die Familiengeschichte, die sie von ihren Eltern so oft als Kind gehört, in welcher ihr Vater, schon für todt angesehen, zu der Zahl der Lebenden gehörte, entwickelte

nun ihre ganze blutige Scenerie vor ihrer Seele. Sie erblickte ihn todt ... allein ihre Phantasie gestaltete bald sein Aeußeres anders ... und der Todte war nicht ihr Vater, sondern ihr Gatte. Aber nun bewegte die Leiche die Augen ... jetzt die Lippen ... jetzt kehrte die Farbe auf die blassen Wangen zurück ... jetzt erhob die Leiche den Kopf ... und neben dem zum Leben Auferstandenen erblickte sie einen Greis mit silbernen Locken.

„Ich klage Dich," sprach dieser zu ihr, „der Ermordung Deines eignen Mannes an."

Sie wünschte, ihr Bett sei ein Grab gewesen, in welches sie sich hätte verstecken können. Es vergingen Tage und Nächte, aber ihre Krankheit blieb dieselbe Das Rascheln ihres eignen Kleides, der Ton ihrer eignen Stimme, endlich jede, selbst die geringste ihrer eignen Bewegungen, machte sie erschrecken. Viele ihrer Freunde, die von ihrer Krankheit benachrichtigt waren, begaben sich zu ihr, allein sie fanden die Thür verschlossen und wurden nicht vorgelassen. Kellner, Fritz und Mathilde vergaßen sie nicht, allein auch sie wurden abgewiesen. Namentlich wollte sie Fritz und Mathilde nicht sehen: diese Namen allein riefen solches Entsetzen bei ihr hervor, daß sie mit lautem Schrei ihnen den Eintritt verwehrte.

In solcher Weise verstrichen mehrere Wochen, als

endlich Fritz die Thüren mit Gewalt erbrechen ließ, weil es ihm schien, als könne er es nicht verantworten, seine Mutter allein und ohne alle eigentliche Pflege verschmachten zu lassen. Fritz war von einem Geistlichen und einem Arzte begleitet.

Er entsetzte sich bei ihrem Anblicke, so sehr hatte sie sich verändert. Ihr Haar war weiß geworden und ihr Körper in einem fürchterlichen Grade abgemagert, so daß nur noch die Knochen und die Haut übrig waren.

Als sie sah, daß jeder Widerstand vergebens war, warf sie sich unter qualvollem Schreien hin und her auf ihrem Lager, indem sie die Decke über den Kopf zog.

Allmählig wurde sie jedoch in einer merkwürdigen Weise still und ruhig. Die fast bis an Wahnsinn grenzende Unruhe und Verzweiflung, die bis jetzt das Charakteristische ihrer Gemüthskrankheit gewesen war, verwandelte sich in eine Lethargie, eine Mattigkeit, die davon Kunde gab, daß alle heftigen Leidenschaften entweder bei ihr ausgeras't, oder daß ihr Herz jedes Gefühl, jede Empfänglichkeit verloren und keinem Eindrucke zugänglich war. Nichts schien sie jetzt zu erschrecken. Ohne, so schien es, im Geringsten an die Folgen zu denken, erzählte sie mit der gleichgiltigsten Aufrichtigkeit bald dieses, bald jenes Ereigniß ihres Lebens, als wenn es sich gar nicht

darum handeln könne, sie zu verheimlichen. Diese sorglose Aufrichtigkeit hatte etwas Schreckhaftes, indem sie ganz und gar von allem Gefühl entblößt zu sein schien. Was man sie frug, beantwortete sie, was man sie zu thun bat, that sie. Nur über die Ursache ihrer augenblicklichen Lage beobachtete sie ein hartnäckiges Schweigen.

Das Gerücht von ihrer Krankheit kam, wenn auch ziemlich spät, dem Hofe zu Ohren, und Jacquette beeilte sich, ihr einen Besuch abzustatten. Dazu hatte sie noch einen besondern Grund. Dieser Besuch geschah an demselben Tage, an welchem Paul nach Stockholm zurückgekehrt und durch Johann Ask in Kenntniß von dem Aufstande gesetzt worden war, welcher dieselbe Nacht ausbrechen sollte.

Jacquette fand den Geistlichen und den Arzt im Vorzimmer, und begab sich in das Schlafgemach der Freiherrin. Nachdem sie sich von ihrem ersten Erstaunen über die Veränderung, die mit der Freiherrin geschehen war, erholt hatte, ließ sie sich vor ihrem Bette nieder. Jacquette hielt in der Hand zwei kleine, zusammengefaltete Billets. Ihre Ueberraschung über das Aeußere der Freiherrin machte sie verlegen und rathlos, und diese Verlegenheit steigerte sich um so mehr, weil die Freiherrin in der letzten Zeit nur dann sprach, wenn man sie um etwas

fragte. Um nicht sofort mit dem Gegenstande das Gespräch zu beginnen, der ihr am Herzen lag, ergriff sie das Erste Beste, was ihr einfiel. Zufälliger Weise erblickte sie eine Zeitung, die zwischen den Kissen hervorragte.

„Sie zerstreuen sich mit den Zeitungen, Frau Baronin?"

„Ich zerstreue mich nie."

Diese Antwort wurde in einer so sonderbaren, kalten, herzlosen Weise gegeben, daß Jacquette noch mehr erstaunte.

„Ich glaubte es nur," fuhr Jaquette jedoch fort, „weil ich die Zeitung hier liegen sah."

Die Freiherrin erhob sich und betrachtete lange das Blatt. Allein der Blick war so stier und so sonderbar, daß es Jacquetten schien, als wenn sie eigentlich nicht die Zeitung betrachtete, sondern vielmehr nur darüber nachsann, ob sie sehen solle oder nicht. Jacquette begann in der That sich zu entsetzen.

„Die Zeitung hier," sprach die Freiherrin endlich, „ja, ich erinnere mich jetzt. Wollen Sie der Königin die Zeitung übergeben?"

Jacquette hatte noch nie etwas so Dumpfes, so Erschreckendes, wie diese Stimme gehört. Sie machte sich

die Vorstellung, daß eine, in einen magnetischen Schlaf versetzte Person ungefähr so reden würde.

„Der Königin?“ wiederholte Jacquette, welcher dieser Wunsch ganz sonderbar erschien.

„Vor einigen Wochen war der katholische Geistliche *** bei mir,“ antwortete die Freiherrin, „und er bat mich, ich möchte das Blatt bei der Königin einschmuggeln. Es soll einen scharfen Ausfall enthalten.“

„Und ich sollte der Königin das Blatt überreichen, o, Frau Baronin ...“

Jacquette wurde immer heftig, wenn sie Jemand eine Bemerkung gegen die Königin aussprechen hörte, die sie so hoch stellte.

„Lesen Sie den Aufsatz,“ sprach die Freiherrin, „er ist ganz gemein. Der Priester selbst hat ihn geschrieben.“

„Aber er greift ja das Glaubensbekenntniß der Königin, und namentlich ihre Güte gegen ihn selbst an?“

„Allerdings ...“

„Ich verstehe nicht, welche Absicht er dabei haben kann? Er greift ja seine eigenen Interessen an?“

„Allerdings! Er will die Königin gegen das schwedische Volk aufbringen und sie zwingen, sich noch näher an seine Kirche anzuschließen, damit dieselbe sich in ihrem Lande verbreite.“

„Wie unwürdig! Möge es der Königin nie zu Ohren kommen!“

Und mit einem Ausdrucke des Verdrusses zerriß Jacquette die Zeitung und warf die Stücke auf den Fußboden.

Der gerechte Zorn Jacquette's machte jedoch gar keinen Eindruck auf die Freiherrin. Sie hatte nur ganz mechanisch gleichgiltig die Sache im Allgemeinen vorgetragen.

Die Freiherrin war bis jetzt eine eifrige, heimliche Katholikin gewesen. Jetzt gehörte sie weder der katholischen noch lutherischen Kirche an. Sie glaubte an gar nichts. Ihr Herz war nur ein Beinhaus mit alten Erinnerungen angefüllt; das „Werde Licht“ ertönte dort nicht mehr. Eine vollständige Lethargie hatte sich ihrer bemächtigt. Es war Jacquetten nicht leicht, sich in diesen innerlich todten Zustand hinein zu denken; derselbe war ihr etwas ganz Neues, jedoch allmählig begann sie ihn zu begreifen. Alles, was die Gegenwart betraf, schien der Freiherrin ganz und gar entfremdet zu sein; als Jacquette etwas darauf Bezügliches äußerte, starrte die Freiherrin sie nur erstaunt an. Auch nicht für das Zukünftige schien sie irgend einen Gedanken zu besitzen; was darüber gesagt wurde, hörte sie zwar, allein es schienen

Worte zu sein, deren Sinn sie wenigstens durchaus nicht verstand. Dahingegen erinnerte sie sich sehr genau an Alles, was schon geschehen, an alles Vergangene; allein sie erinnerte sich dessen, wie man etwas auswendig Gelerntes behält, und sie sprach auch darüber und sagte es her, als eine auswendig gelernte Lektion.

Sobald Jacquette diese Beobachtungen gemacht hatte, wurde sie dreister.

„Apropos .... der katholische Priester," begann sie wieder; „Sie haben nicht immer so von ihm gesprochen, wie Sie jetzt thun."

„Das ist wahr."

„Sie haben viel Gutes von ihm gesagt."

„Das habe ich."

„Haben Sie aber auch eben so viel Gutes von ihm gedacht?"

„Nein, das habe ich nicht."

„Erinnern Sie sich, Frau Baronin, daß er einmal Sie und mich bat, ihn in seine Wohnung in der Schiffer-Karls-Straße zu begleiten?"

„Sehr wohl."

„Erinnern Sie sich auch, daß wir dort eine uns bekannte Person aus einem zweideutigen Hause, von zwei Damen begleitet, hinaustreten sahen, und mit diesen in

einen Wagen stiegen, der ihrer auf der Oesterlang=Straße harrte?“

Jacquette behandelte sie jetzt wie eine Kranke, deren Gedächtniß man zu Hilfe kommen muß.

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl. Die Intrigue war lange voraus von mir und dem Prediger angelegt.“

„O, Frau Baronin, angelegt?“

Jacquette's Ueberraschung bei diesem Geständnisse machte nicht den geringsten Eindruck auf die Freiherrin.

„Nachdem Paul Kellner mit den zwei Frauenzimmern in den Wagen gestiegen war, folgten wir demselben,“ fuhr die Freiherrin fort, „und er begab sich auf den Maskenball mit ihnen.“

Jedes Wort, welches die Freiherrin sprach, vergrößerte Jacquette's Kummer. Hoch erröthend dachte sie, sie könne doch vielleicht ungerecht gegen Paul gehandelt haben.

„Was hatte Paul mit den beiden Frauenzimmern zu thun?“

„Gar nichts; aber die Geschichte davon ist sehr lang. Ich lernte sie durch ein Mädchen, die sich schwarze Charlotte nennt, kennen, und zwar dadurch, daß diese auch mich überreden wollte, den Maskenball zu besuchen.

Ich wußte somit Alles im voraus, und nur, um wo möglich ein wichtiges Geheimniß zu entdecken, hatte Paul es übernommen, die beiden Frauen auf den Maskenball zu führen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß er sonst durchaus in keiner Beziehung zu diesen stand."

Wie gern glaubte Jacquette nicht, was sie hier hörte! Pauls Unschuld war für sie die größte Freude, die sie empfinden konnte, und sie war nur tiefbetrübt darüber, daß sie nur einen einzigen Augenblick an der Reinheit seines Charakters hatte zweifeln können. Allein die Intrigue, der sie ausgesetzt gewesen war, schien ihr noch immer unbegreiflich zu sein, weil sie sich die beiden Briefe nicht erklären konnte, von welchen sie den einen, Paul den andern erhalten, und durch welche man Jacquetten vor Paul und Paul vor Jacquetten gewarnt hatte. Jacquette führte jedoch diese Briefe bei sich ... als wichtige Papiere, die sie schon längst auf den Gedanken gebracht hatten, Mißtrauen zu hegen.

„Können Sie mir auch diese Briefe erklären, Frau Baronin."

Die Freiherrin betrachtete die beiden Briefe.

„Dort auf dem Tische liegt ein Papier," sagte sie nach einer Weile, „vergleichen Sie die Handschriften, die des Papieres dort und die der Briefe," bat sie Jacquette.

Jacquette sprang hocherröthend vom Stuhle empor.

„Es ist dieselbe Handschrift!“ bemerkte sie. „Wessen ist sie?“

„Die meinige,“ antwortete die Freiherrin.

„Mag Gott Ihnen verzeihen, was Sie gethan haben,“ sagte Jacquette. „Sie haben sehr schlecht gehandelt, Frau Baronin!“

Und Jaquette sank wieder auf den Stuhl nieder; sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie an Pauls Ehre gezweifelt hatte.

„Ich wollte Sie und Paul trennen, und zwar in der Hoffnung, daß mein Sohn Ihre Hand gewinnen würde.“

„Wußte Ihr Sohn denn etwas davon?“

„Nein.“

Man könnte hier fragen, weshalb Jacquette sich nicht schon längst in dieser Angelegenheit an die Freiherrin gewandt hatte. Aber Jacquette hatte sich an den katholischen Geistlichen gewandt, welcher nicht allein zuerst diesen Gegenstand ihr gegenüber berührt, sondern auch auf ihren Wunsch den Maskenball besucht und von dort sich direct zu der Freiherrin, woselbst Jacquette an jenem Abende war, begeben hatte; allein der Geistliche hatte mit so viel Aufrichtigkeit versichert, daß die Briefe

ihm ganz und gar fremd seien, daß Jacquette unmöglich seine Worte bezweifeln konnte.

Die Sache würde ihr wahrscheinlich auch ein unentdecktes Geheimniß geblieben sein, namentlich, weil sie keine Ahnung hatte, daß die Freiherrin in irgend einer Weise dabei betheiligt war; zufälliger Weise hatte sie jedoch einige Worte darüber an Fritz fallen lassen, und dieser, der wohl wußte, daß seine Mutter intriguirt habe, ahnte sofort den Zusammenhang und rieth Jacquetten, sich direkt an die Freiherrin zu wenden.

Die ganze Intrigue war indeß jetzt Jacquetten klar geworden. Eine Thräne feuchtete ihr Auge. Die Liebe zu Paul war nie in ihrem Innern erloschen, allein sie hatte doch den Entschluß gefaßt, sich von ihm zu trennen, nicht nur aus Eifersucht, sondern in der Ueberzeugung, daß er ihrer unwürdig sei. Jacquette stellte keine tiefen Betrachtungen weder über die Liebe, noch über die Eifersucht an, ihr war die Liebe ganz einfach ein mildes süßes Gefühl, ein sympathetisches Vertrauen zwischen zwei Herzen; wogegen die Eifersucht ein Zweifel, etwas Niedriges und Unreines war, dem sie sich nie hätte hingeben können. Aber gerade weil sie diesen Uebergang, dieses Stadium zwischen unumschränktem Vertrauen und eben so unumschränktem Mißtrauen nicht kannte, hatte sie kein Bedenken

getragen, plötzlich vollständig mit Paul zu brechen, und zwar bei der ersten Wolke an dem Himmel ihrer Liebe. Sie erschrak bei deren Anblick, und alle Rosen ihres Glückes verwandelten sich plötzlich in Disteln und Dornen, hinter Kälte und Gleichgiltigkeit zog sie sich erschrocken zurück und keine Macht der Welt würde es vermocht haben, ihr Herz Paul wieder zu öffnen, wenn sie dies nicht selbst wollte. Sie hatte jedoch nicht ohne schwere Kämpfe mit ihrem eigenen Gefühl diese Gewalt über sich selbst gewonnen. Allein der Schönheit strahlt schon von der Geburt an das Diadem des Stolzes von der Stirn herab, und die Liebe, die sonst zu befehlen gewohnt ist, knieet nieder am Altar der Vesta.

Jacquette saß einen Augenblick sinnend da, aber sie kam bald zur Gewißheit darüber, wie sie handeln solle und verabschiedete sich sofort von der Freiherrin.

Im Vorgemache saßen der Arzt und ein katholischer Geistlicher in einem wissenschaftlichen Gespräche begriffen.

Als Jacquette von der Freiherrin heraustrat, trat der alte Brauner in's Vorgemach.

Der alte Mann betrachtete aufmerksam Jacquetten, indem sie an einander vorübergingen. Darauf begrüßte

er die beiden Männer und als er hörte, daß sie über die verschiedenen Glaubensbekenntnisse und über die Kirche, sowie über die menschlichen Leidenschaften und Affecten sprachen, sagte er:

„Möchten Sie die Ursache der Krankheit der Freiherrin Lander erfahren, dann folgen Sie mir!"

„Sind Sie ein Geistlicher?" frug der Prediger.

„Nein."

„Sind Sie ein Arzt?" frug der Arzt.

„Nein."

„Wer sind Sie denn?"

„Ich bin das Gewissen der Freiherrin," antwortete Brauner.

Der Arzt und der Geistliche folgten dem alten Manne, der sich nun zu der Freiherrin begab.

Obgleich Brauner und Romann während der letzten Wochen sich auf Groß-Smestad aufgehalten hatten, waren sie doch nicht in Unkenntniß über den Gesundheitszustand der Freiherrin geblieben. Ein Bekannter gab ihnen an jedem Posttage Nachrichten über denselben; allein so lange sie noch nicht von ihrer eigenen Reue und ihren eigenen Gewissensqualen besiegt war, zögerten sie noch immer mit

dem letzten Schritte. Die Nachrichten, die sie vor wenigen Tagen erhalten hatten, waren jedoch von der Beschaffenheit, daß sie nicht länger daran zweifeln konnten, daß der Augenblick da sei.

In dem Augenblicke, wo die Freiherrin den alten Mann eintreten sah, fuhr sie vom Sopha auf, wo sie angekleidet und erschöpft hingestreckt lag.

„Er ist es,“ sprach sie, „er ist es!

Brauner blieb vor ihr stehen und richtete seinen ernsten, tiefen Blick auf sie. Er übte einen mächtigen, wunderbaren Einfluß auf sie aus. Lange sprach er kein Wort, sondern betrachtete sie nur. Die Heftigkeit, die sie bei seinem ersten Anblicke gezeigt hatte, verschwand allmählig. Der Kopf sank wieder erschöpft nieder, die Augenlider schlossen sich und ihr ganzes Wesen zitterte unter dem Einflusse einer convulsivischen Regung. Brauner blieb nichts desto weniger vollkommen ruhig. Als sie wiederum die Augen aufschlug, einen scheuen Blick um sich warf und ihn noch immer vor sich stehen sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus, worauf sie krampfhaft und plötzlich die Hände faltete. Man hätte glauben sollen, der Schlag habe sie getroffen, dermaßen zitterte und bebte sie an allen Gliedern. Als sie die Hände ge-

faltet hatte, schien es, als wollte sie sie bittend gegen ihn emporheben, allein sie sanken wieder matt herab.

„Wer sind Sie?" hörte man sie mit halblauter flüsternder, zitternder Stimme fragen. „Wer sind Sie?"

„Wer ich bin?" sprach Brauner. „Ich bin Ihr strafendes Gewissen, das da kommt, um Sie eines Mordes anzuklagen."

„Still, still, still," unterbrach ihn die Freiherrin; „still, still, still!"

Sie vermochte weiter kein Wort hervorzustammeln.

„Sie der Ermordung Ihres eigenen Gatten anzuklagen," fuhr Brauner mit derselben unerschütterlichen, ruhigen Stimme fort. Bei diesen Worten fiel die Freiherrin zurück auf's Sopha, von welchem sie sich gegen ihn erhoben hatte.

Brauner blieb vor ihr stehen, bis sie wieder die Augen aufschlug.

„Haben Sie eine Antwort mir zu geben?" fuhr er alsdann fort. „Wollen Sie bekennen? wollen Sie reden?"

„Ja, ja!"

„So reden Sie!"

Wenn Brauner ein Inquisitionsrichter gewesen wäre,

er hätte keinen entsetzlicheren Eindruck auf die Freiherrin ausüben können, als er that; auf die Folter gespannt, würde sie keine größeren Qualen empfunden haben.

„Haben Sie vielleicht die Güte," wandte Brauner sich an den Arzt, „die Geständnisse der Freiherrin nieder zu schreiben?"

Der Arzt willfahrte ihm und ergriff die Feder.

„Haben Sie Ihren Ehegatten getödtet?" frug Brauner, indem er sich an die Freiherrin wandte.

„Ja, ja!" antwortete diese.

Allmählig legte sie nun ein vollständiges Bekenntniß ab.

Durch dasselbe erfuhr man nun, daß die Freiherrin Lander auf den Rath der Obristin Reuter nach Groß-Smestad gezogen war, um dort, während ihr Mann sich im südlichen Schweden aufhielt, die ihn erniedrigende Lage zu verheimlichen, in welche eine leichtsinnige Schwäche sie geführt hatte. Alles schien nach Wunsch zu gehen: der eben so gefürchtete, wie sehnsuchtsvoll herangewünschte Zeitpunkt näherte sich, während die Briefe, die sie von ihrem Manne erhielt, ihr fest die Gewißheit versprachen, daß er erst dann zurückkehren würde, wenn die Krise überstanden sei. Allein eines Tages, als sie es am wenigsten ahnte ..., war ihr Mann angelangt.

Die Freiherrin war in ihrer jetzigen Lage außer Stande, die Gefühle zu beschreiben, mit welchen sie ihn empfangen hatte.

Der Zorn des Baron Lander hatte sich in einer harten und barbarischen Weise geäußert. Unter andern hatte er sie auf den Fußboden geworfen und sie mit Füßen getreten. Sich wieder emporraffend habe die Freiherrin nicht länger vermocht, sich zu beherrschen. Es galt nicht allein ihrem eigenen Leben, sondern auch dem des Kindes, welches sie unter ihrem Herzen trug. In ihrer Verzweiflung habe sie ein in ihrer Nähe liegendes Vorlegemesser ergriffen und sei in voller Wuth auf ihn eingestürzt: er habe ihr gelassen den Rücken gekehrt; ehe sie sich jedoch zu besinnen vermochte, sei das Messer ihm von hinten in's Herz gedrungen und die That geschehen.

In demselben Augenblicke sei die Obristin Reuter, die gewöhnlich alle Tage von Asen nach Groß-Smestad zu Fuße ging, in's Zimmer getreten.

Sobald sie das Geschehene erblickte, zog sie die Freiherrin mit sich durch eine Seitenthür in den Park hinaus, wo sie so lange beisammen blieben, bis die Freiherrin einigermaßen ihre Ruhe wieder gewonnen hatte.

Die Obristin sei nach Asen wieder zurückgegangen und die Freiherrin in's Haus.

Was nachher geschah, weiß der Leser.

Nachdem die Freiherrin ein vollständiges Bekenntniß abgelegt, versah sie dasselbe mit ihrer Namensunterschrift, und sowohl der Arzt, wie der Geistliche bezeugten gemeinschaftlich, daß sie zur Zeit des abgegebenen Bekenntnisses bei voller Vernunft gewesen und dasselbe aus freiem Willen ohne allen Zwang abgegeben habe.

Brauner übte einen fast übernatürlichen Einfluß auf die Freiherrin aus. Keinen Augenblick versuchte sie sich der Pflicht eines vollständigen Bekenntnisses zu entziehen. Ohne jedwede Erschütterung oder Unterbrechung drückte sie sich klar und kalt aus.

Ihr Blick ruhte jedoch unverwandt auf Brauner, wie der des Sklaven auf seinem Herrn ruht.

„Begreifen Sie jetzt, meine Herren," frug Brauner die Zeugen, „die Art des Affects, welcher die Krankheit der Freiherrin hervorgerufen hat?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, wandte Brauner sich auf's Neue gegen die Freiherrin.

„Sie müssen bereit sein, gnädige Frau," sagte er, „mit mir zusammen einen Besuch abzustatten. Ich werde Sie in einigen Stunden abholen."

Die Freiherrin erhob sich sofort. Der Prediger und der Arzt vermochten nicht ihr Erstaunen über die Gewalt zu unterdrücken, welche der alte Mann auf sie ausübte.

„Ich beabsichtige nicht, Sie vor menschlichen Gerichten anzuklagen," fuhr Brauner fort. „Gott hat bereits seine Strafe über Ihr Haupt kommen lassen, und Sie haben größere Leiden ausgestanden, als irgend ein weltliches Gesetz jemals über Sie hätte verhängen können, allein es lebt ein Mann, auf dem der Verdacht Ihres Verbrechens ruht ... Sie wissen es ... und Sie müssen seine Unschuld an den Tag legen."

„Ja, ja!"

„Sie folgen mir?"

„Ja!"

„Machen Sie sich fertig ... ich werde Sie abholen."

„Allein ... wer sind Sie? Sagen Sie mir ... wer sind Sie?"

„Ich bin der Mann, auf dem zweiundzwanzig Jahre hindurch der Verdacht Ihres Verbrechens geruht hat."

Mein Gott, ja! Ja! Sie sind es."

Es trat eine lange Pause ein.

Brauner schien über etwas nachzusinnen. Plötzlich wandte er sich gegen den Geistlichen.

„Sie sprachen vorher, meine Herren, von den zahllosen, von einander divergirenden Kirchen der Welt .... Alle verschmelzen sie jedoch in eine einzige; deren Kennzeichen die Strafe des Gewissens und die Gnade der Versöhnung ist. Betrachten Sie die Freiherrin," fügte er darauf hinzu. „Welcher Kirche sie auch angehört hätte, sie würde dasselbe Ziel erreicht haben."

Und der alte Brauner entfernte sich.

Fünftes Kapitel.

Das Gefängniß.

Die dunklen Schatten des Abends verbreiteten sich immer mehr und mehr. Durch das Gespräch mit Gabrielen hatte Paul einen Theil seiner kostbaren Zeit verloren. Als er nun wieder auf die Straße trat, sprang er schnell in seinen Wagen und befahl dem Kutscher, zu eilen. —

In Folge der Berathschlagung, die zwischen Paul, Romann und Brauner stattgefunden, hatte ersterer den Besuch bei Kellner zu machen und sich von dort nach dem Gefängnißgebäude im südlichen Stadttheil zu begeben, damit die Flucht der Gefangenen verhindert werde; wo hingegen Romann sich nach dem Thiergartenberg begab, in der Absicht, das Signal dort zu vereiteln.

Brauner sagte sich von jedem Eingriffe in diese Angelegenheiten los, und wir haben bereits gesehen, daß ihn nicht weniger wichtige Dinge beschäftigten.

Es war keine kurze Strecke, die Paul zurücklegen mußte, und, obgleich die Pferde muthig dahinflogen, begann er dennoch zu fürchten, daß er nicht zu rechter Zeit den beabsichtigten Fluchtversuch bei dem Commandanten des befestigten Gefängnisses würde anmelden können. Es fiel ihm nun auch ein, daß es vielleicht richtiger und besser sei, wenn er sich nach Helenenborg begebe, welches ihm näher lag, um dort das Racketensignal zu verhindern.

Es graute ihm nun, daß er allein war, aber nach der Angabe des Johann Ask sollte das Signal erst dann gegeben werden, wenn die Gefangenen ihre Flucht bewerkstelligt hatten; und da Paul nun gerade der Flucht selbst durch eine Unterredung mit dem Commandanten hatte zuvorkommen wollen, hatte er sich allein auf den Weg begeben.

Allein in diesem Augenblicke erinnerte er sich an etwas, woran er früher nicht gedacht hatte.

Bei dem heftigen Gespräche zwischen ihm und Franz Kellner hatte letzterer in einem unbewachten Augenblicke geäußert, daß das Signal ein Zeichen sei, das man den Gefangenen gebe, ihren Fluchtversuch zu beginnen.

Hierauf hatte Paul vorher kein Gewicht gelegt.

Die Art und Weise jedoch, in welcher Kellner sich geäußert, ließ Paul nicht bezweifeln, daß er die Wahrheit gesprochen hatte.

Dies war auch wirklich der Fall.

Kellner hatte der Revolutionspartei glauben lassen, daß das Signal erst dann gegeben werden sollte, wenn die Flucht der Gefangenen geglückt und diese bereits in Freiheit sich befänden, indem er dadurch um so sicherer hoffte, jedes Schwanken der Partei zu verhüten; aber in der Wirklichkeit hatte er, um Frank dahin zu bringen, daß dieser selbst das Signal emporsteigen ließe, die Uebereinkunft mit ihm getroffen, daß es vor der Flucht gegeben werden sollte.

Der Unterschied war nicht unbedeutend. Kellner gewann dadurch, daß der Aufstand nicht von dem Gelingen der Flucht der Gefangenen, sondern nur von den beiden Signalen abhängig gemacht wurde.

Paul, welcher erst jetzt diesen Unterschied überlegte, durchblickte jedoch bald Kellners listigen und nicht schlecht ausgedachten Plan; allein daraus folgte nun auch, daß sein Besuch bei dem Commandanten weniger wichtig, als seine Anwesenheit bei Helenenborg wurde.

Er ließ nun auch bald den Wagen anhalten, sprang

aus demselben und eilte zu Fuß weiter die kleine Strecke nach Helenenborg.

Dasselbe liegt dicht an dem Sunde, welcher Langholm von Södermalm trennt. Das Gut gehört einem Geschäftsmanne, der dort eine Fabrik angelegt hat. Die Küste ist recht schön, und die Gebäude sind von einem Parke umgeben. Nackte, kahle Felsen gruppiren sich rings herum.

Sobald Paul diese Felsen erreichte, blickte er spähend um sich; allein er entdeckte keinen Menschen und setzte seine Wanderung fort. In der Nähe eines Gebäudes sagte jedoch sein Ohr, wie sein Auge ihm, daß dort zwei Personen an eine Umzäunung gelehnt standen. Er ging sofort auf sie zu, allein obgleich er sich bald ganz in ihrer Nähe befand, erkannte er sie doch nicht sogleich.

Auf seinen „Guten Abend“ erhielt er keine Antwort, sondern die beiden Personen zogen sich vorsichtig zurück, woraus er den Schluß zog, daß er gerade Diejenigen angetroffen, die er suche und nun dreist näher an sie herantrat. Als sie sahen, daß kein Entschlüpfen möglich sei, kehrte die eine um und trat ihm eben so entschlossen gegenüber.

Als sie an einander in einer Entfernung von ungefähr zwei Schritten kamen, blieben sie zu gleicher Zeit

zweifelnd und verwundert stehen, denn jetzt erkannten sie einander.

„Herr Paul Kellner!“ rief die Eine.

„Graf Frank!“ rief die Andere.

Mathilde befand sich eine kleine Strecke von ihnen entfernt, in der Nähe der Umzäunung.

Es schien, als wären sowohl Frank, wie Paul, in Ungewißheit, wie sie ihre Anwesenheit an diesem Orte gegenseitig betrachten sollten.

Als Frank, welcher die Hoffnung hegte, Paul würde sich bald wieder entfernen ein hartnäckiges Schweigen beobachten zu wollen schien, sah Paul sich genöthigt, dieses Schweigen zu brechen.

„Ist es Ihnen bekannt, Herr Graf,“ frug er deshalb, „daß heute Abend ein Fluchtversuch der Gefangenen stattfinden wird?“

Frank vermuthete, daß Gabriele oder Franz Kellner ihm das Geheimniß anvertraut hatten.

„Ich weiß es,“ antwortete er deshalb, wenn auch kurz und zurückhaltend.

Frank gefiel sich nämlich gar nicht in der Rolle, die er spielte; allein es galt Gabrielens Ruhe und der Zukunft seines Sohnes, und zu beiden stand er in solchen Beziehungen, beiden fühlte er sich dermaßen verpflichtet,

daß alle Bedenklichkeiten weichen mußten. Wie gern er auch irgend einer andern Person diesen Auftrag gegeben hätte, er hegte kein solches Zutrauen zu irgend Jemand, daß er es wagte.

„Sie harren, Herr Graf,“ fuhr Paul fort, „eines Signals vom Thiergartenberge aus?“

„Auch darin haben Sie Recht.“

„Allein ich habe Veranlassung, zu vermuthen, daß jenes Signal nicht gegeben werden wird.“

„Wie so?“

„Ich setze voraus,“ fuhr Paul fort, „daß es Ihnen gleichfalls bekannt ist, daß von hier aus ein Racketensignal gegeben werden soll? Sie leugnen es nicht?“

Frank sah ein, daß Paul seine Pläne kannte, allein er wußte nicht, ob er einen Freund oder einen Feind an ihm besäße.

„Ich kenne vollkommen,“ sagte Paul, „die Beziehungen, in welchen Sie und Frau Gabriele Kellner zu Gourville stehen.“

„Mein Herr!“

Frank vermochte diesen vorwurfsvollen Ausruf nicht zu unterdrücken, weil es ihm schien, als mische Paul sich in Dinge, die ihn nichts angingen.

„Er ist Ihr Sohn, Herr Graf,“ fügte Paul nichts destoweniger hinzu.

„Das mag sein,“ bemerkte Frank jetzt; „allein ich begreife nicht, worauf Sie hinzielen, mein Herr!“

„Ich begreife gar wohl, daß Sie mit dem größten Interesse des Signals vom Thiergartenberge aus harren.“

„Und wenn das auch der Fall wäre; doch jedenfalls werden ...“

„Wollten Sie wohl die Güte haben, Herr Graf, und mir wohl sagen, ob Sie selbst persönlich, oder irgend ein Anderer hier das Racketensignal in die Höhe steigen lassen wird?“

„Aber, mein Herr ...“

„Seien Sie überzeugt, Herr Graf, daß ich keinen unedlen Gebrauch von Ihrem Vertrauen machen werde; haben Sie nur die Güte, mir aufrichtig zu antworten.“

Frank und Paul kannten einander nur ganz oberflächlich; aber Paul äußerte sich in einer Weise, die Frank ansprach, und er entschloß sich, ihm ohne Vorbehalt sein Vertrauen zu schenken, wozu er sich überhaupt fast gezwungen sah, weil er jeden Augenblick das Signal vom Thiergarten-Berge aus erwartete.

„Ich leugne nicht,“ begann Frank deshalb, „daß ein unglückliches Geschick mich während meines ganzen Lebens

verfolgt hat. Ich habe geliebt ... und meiner Liebe ist all mein Kummer und all mein Unglück entsprungen. Sie irren sich nicht, es ist meines Sohnes wegen, daß ich mich hier befinde. Jede elterliche Pflege vermissend, ist er tief gesunken. Wenn mein Leben eine Warnung für diejenigen Väter ist, die nicht ihre Leidenschaft durch ihre Vernunft beherrschen, so ist gleichfalls seine Laufbahn und die Lage, in welcher der Unglückliche sich jetzt befindet, eine nicht weniger entsetzliche Warnung und Strafe für ihn. Das Beispiel ist lehrreich. Man bemerkt anfänglich das Verbrechen nicht, am wenigsten, wenn es durch die Liebe eingeflößt wird; aber wie die Lawine wächs't es, bis es Alles um sich herum vernichtet. Mein Verbrechen war anfänglich nur ein schöner Traum; doch jetzt hat es gleichsam mein ganzes Leben mit Unglück und Verderben, mit blutenden Opfern und blutenden Herzen umzäunt, bis es mich endlich hierher in der Absicht geführt hat, einen Verbrecher, einen vom Gesetze Verurtheilten, aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossenen und verfluchten Mann zu retten ... der doch nichts destoweniger mein Sohn ist. Sind Sie ein Mann von Herz, mein Herr, dann werden Sie mich beklagen, und — weil Sie selbst noch ein junger Mann sind — so ziehen Sie sich die Lehre zu Nutzen, die Sie durch mein Beispiel erhalten.

Allein meine Augenblicke sind gezählt, ich muß mich von Ihnen verabschieden."

Paul fühlte die innigste Theilnahme mit Franks Lage, und doch war er genöthigt, den Kelch seines Schmerzes noch ferner zu füllen.

„Erlauben Sie mir noch Eins," erwiederte Paul, indem er sein Gefühl unterdrückte; „ich habe gesagt, daß ich nicht glaube, daß Sie irgend ein Signal vom Thiergarten-Berge aus erblicken werden."

„Ganz richtig, das sagten Sie. Allein welche Gründe haben Sie zu einer solchen Vermuthung?"

„Einer meiner Freunde, Herr Graf, hat sich dorthin begeben, um das Signalisiren zu vereiteln."

„Was sagen Sie?"

„Ich habe noch Bitteres Ihnen zu sagen. Ich persönlich bin hierher gekommen, um auch Sie in Ihrer Absicht zu verhindern."

„Mein Herr, Sie scherzen mit mir."

„Die Sache ist zu wichtig, um Gegenstand eines Scherzes werden zu können. Wenn auch das, was Sie jetzt beabsichtigen, gegen die Vorschriften des Gesetzes streitet, so liegt nichts destoweniger etwas Edles darin, weil es ein Vater ist, der das, was er gegen seinen Sohn gefehlt hat, wo möglich wieder gut zu machen sucht; und

— daß ich es freiwillig und offen gestehe — ich würde Ihnen mit Freuden meine Hand reichen, und Ihnen behilflich sein, wenn nicht höhere Pflichten mich zu einer entgegengesetzten Handlungsweise zwängen."

„Sie müssen sich näher erklären, Herr Paul."

„Sie glauben, Herr Graf, daß das Signal, welches Sie emporsteigen zu lassen bereit sind, nur der Flucht Ihres Sohnes gilt; aber Sie irren sich, denn im nächsten Augenblicke wird ein drittes Signal folgen, und diese drei Signale bilden zusammen das Zeichen zu einem weitverzweigten lange Zeit vorbereiteten Aufstande."

„Unmöglich, ah! Nein, nein ..."

„Hören Sie mir genau zu, Herr Graf. Sie glauben, daß es sich nur um die Flucht Ihres Sohnes handelt — das wäre eine Kleinigkeit; allein es handelt sich um die Flucht der sämmtlichen Gefangenen, die sich darauf über die ganze Hauptstadt verbreiten, um ihre Freunde zum Aufruhr zu hetzen. Es scheint, als glaubten Sie meinen Worten nicht; ich besitze nichts, als meine Ehre, die ich für die Wahrheit meiner Worte hiermit verpfände. An der Spitze der revolutionairen Bewegung steht mein Cousin Franz Kellner, und er hat Sie betrogen, damit er auf Sie die Verantwortung für die Signale wälzen kann, welche die Revolutionspartei verabredet hat. Sie wollen

Ihren Sohn retten; allein derselbe Funke, der ihm als ein Zeichen zur Flucht dient, wird die bürgerliche Gesellschaft entzünden. — Der ränkevolle Charakter Franz Kellners hat Sie an den Rand eines Abgrundes geführt, und ohne daß Sie es selbst wissen, werden Sie hineinstürzen. Nun, Herr Graf, was beabsichtigen Sie zu thun?"

Frank verstummte.

„Sie antworten mir nicht. Ich gestehe, daß Ihre Lage schmerzlich empörend ist; allein Sie können nicht, um Ihren Sohn zu retten, tausende von Menschen in Verderben und Elend stürzen, nicht den Fluch Tausender über Ihr Haupt herabschwören, nicht die Verantwortung der Ströme Blutes auf sich laden wollen, die unfehlbar in einem offenen Kampfe zwischen der bestehenden Ordnung und der Gewalt fließen werden. Was antworten Sie, Herr Graf?"

Was Frank hier hörte, ergriff ihn tief. Es entstand ein Kampf zwischen den Pflichten gegen das Vaterland und denen gegen die Familie. In dem ersteren erblickte er das ganze blutige Drama, welches Paul in wenigen Worten gezeichnet; in dem letzteren wiederum tauchte Gabrielens bleiche Gestalt hervor und sprach mit der Stimme der Verzweiflung zu seinem Herzen. Er schwankte, er war im Zweifel, was er thun solle.

Es war indeß keine Zeit zu langen Ueberlegungen vorhanden.

Die Finsterniß hatte sich immer mehr und mehr verbreitet. Der letzte Strahl des Tages war am fernen Horizonte verschwunden und die Sterne blickten bereits durch die Wolken herab.

Es war Pauls bestimmter Entschluß, durch jedwedes Mittel das Signal zu vereiteln: allein er wünschte natürlicher Weise am liebsten, seine Absicht auf gütlichem Wege zu erreichen.

„Fassen Sie Ihren Entschluß, Herr Graf," äußerte er, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie stehen von dem Zwecke Ihrer Anwesenheit hier ab, oder wozu entschließen Sie sich."

Frank strich mit der Hand über die Stirn.

Ein heftiger Ausruf entschlüpfte plötzlich seinen Lippen; allein, während der Blick von Befriedigung strahlte, legte die Stirn sich in düstere Falten.

„Blicken Sie dorthin!" rief er, „dorthin! Sehen Sie!"

Paul wandte sich plötzlich nach der Richtung, in welche er deutete, und im Westen weit entfernt am nächtlichen Himmel, schlängelte eine Rackete sich wie eine Feuerschlange von der Erde in die Wolken hinauf.

„Mein Gott, es ist Romann mißglückt,“ rief Paul.

Die Rackete stieg immer höher und höher.

„Herr Graf!“ fuhr Paul fort; „Sie müssen mir sofort antworten — was ist Ihre Absicht?“

„Meinen Sohn zu retten,“ antwortete dieser.

Frank that einen Schritt, um sich zu entfernen, aber Paul ergriff seinen Arm.

„Sie sind wahnsinnig, Herr Graf,“ sagte er. „Weder Ihr Herz, noch Ihr Verstand kann Ihnen erlauben, das Vaterland in ein so bodenloses Elend, in einen Kampf der blinden Leidenschaften innerhalb seiner eigenen Gränzen zu stürzen, dessen Ende Niemand berechnen, oder bestimmen kann.“

Frank blieb stehen.

„Das Opfer, welches ich von Ihnen fordere,“ fuhr Paul fort, „ist zwar ein großes, allein bedenken Sie, daß es auf den Altar des Vaterlandes gelegt wird, und wie groß es auch sein mag, es ist unter solchen Umständen nie zu groß.“

Franks Brust hob sich gewaltsam, und während er Pauls Worten lauschte, folgte sein Blick dem Gange der Rackete.

„Sie sagten, ich sei wahnsinnig,“ antwortete er Paul. „Das heißt ...“

„Unterbrechen Sie mich nicht. Mögen Sie das Schwanken verzeihen können, welches ich, ungeachtet ich die Richtigkeit Ihrer Ansichten erkenne, in der Erfüllung meiner Pflichten gezeigt habe; ich bin wahnsinnig, oder nahe daran, es zu werden. Seien Sie überzeugt, daß auch ich mein Vaterland innig liebe; allein vergessen Sie andrerseits auch nicht die Vaterliebe, vergessen Sie nicht, mit welcher Herzensangst eine Mutter in diesem Augenblicke die Freiheit ihres Sohnes von mir erwartet, und denken Sie sich die gemeinsame Hoffnung, die wir soeben gehegt, ihn bald am Bord eines Schiffes, gerettet und frei, wenn auch als Flüchtling zu erblicken. Doch es muß sein. Ich bin jetzt wieder ruhig. Nehmen Sie meine Hand, Herr Kellner. Fühlen Sie, wie meine Pulse brennen? Fürchten Sie nichts. Meine Pulsadern können springen, allein mein Versprechen steht fest; so lange ich noch meinen Verstand besitze, vermag ich nicht, die Sache des Vaterlandes zu verrathen. Ich habe Ihnen meinen Handschlag darauf gegeben, das mag genug sein. Gabrielens Kummer. ... Ich sehe ihn jetzt. ... Allein sie muß mir doch ihren Beifall schenken. Die Weiber des alten Sparta sandten ihre Söhne in den Kampf und ermahnten sie dabei, entweder m i t oder a u f ihrem Schilde zurückzukehren. Das schwedische Weib stellt man zwar

nicht mehr auf so harte Proben; allein fordern Sie Ehre und Treue und es wird nicht weniger von Vaterlandsliebe beseelt sein. Begeben wir uns hinweg von hier.“ —

Hoch in der Luft flimmerte die Rackete noch einen Augenblick, worauf sie sich in einen Regen von klaren Sternen auflös'te und in der Finsterniß erlosch.

„So erlöschen unsere Hoffnungen,“ bemerkte Frank.

Paul fühlte aufrichtig den Schmerz, der sich so unzweideutig bei Frank aussprach.

„Eilen wir fort von hier!“ wiederholte Frank noch einmal.

Während dieses Gespräches hatte man ganz und gar die weiße Anemone, Mathilde, vergessen. Aber, wenn auch in einiger Entfernung, war sie doch aufmerksam dem Gespräche gefolgt; und wenn man auch voraussetzen will, daß sie vielleicht dessen Inhalt nicht ganz verstanden, so darf man doch mit um so größerer Gewißheit annehmen, daß Franks Entschluß, kein Signal zu geben, ihr nicht entging. Furchtsam und schwach, wie sie von Natur war, flammten doch ihre Augen dabei vor Zorn und Verdruß.

Sie sah die Rackete vom Thiergartenberge ihre Sterne weit umherstreuen, und darauf verlöschen, sie

hörte, wie Paul und Frank sich dahin einigten, den Ort sofort zu verlassen.

„Wie aufgeregt Sie auch jetzt sein mögen, Herr Graf," sprach Paul, „so werden Sie doch bald Gott danken für das Opfer, welches Sie gebracht haben."

„Sie haben Recht, ein revolutionairer Aufstand ist entsetzlich."

„Aber ... was ist das dort?"

„Was?"

„Blicken Sie dorthin ... dort ... Was glänzt dort an der Erde ...?"

„Wo? ... Ich sehe nichts."

„Dort ... Wo Sie standen, als ich Sie vorher traf, am Zaune dort."

Jetzt erinnerte Frank sich plötzlich wieder daran, daß Mathilde ihn begleitet hatte.

„Ich hatte ein Mädchen mit mir; kehren wir zurück ... Ich gab ihr die Rackete ..."

„Der Feuerfunken vergrößert sich ... Was bedeutet das? Ließen Sie die Rackete dort zurück?"

„Eilen wir!"

„Kommen Sie ... Kommen Sie!"

„Das Mädchen ..."

Kaum hatten sie diese Worte gewechselt, als das

soeben unbedeutende Feuer aufloderte und im nächsten Augenblicke eine Rackete zischend dicht vor ihnen in die Höhe ging.

Paul und Frank erblaßten vor Entsetzen. Mathilde hatte die Rackete angezündet.

„Was hast Du gethan?“ rief Paul aus und stürzte auf sie zu.

Allein das Mädchen wich ihm aus und eilte nach der Küste hin; sie wußte, daß Gourville von dort her kommen würde.

Unschlüssig, was sie jetzt thun sollten, folgten Paul und Frank ihr nach.

Wenige Augenblicke später schoß eine dritte Rackete in die Luft, sie kam vom deutschen Berge.

„Was sagte ich Ihnen?“ sprach Paul. „Dort steigt nun das dritte Signal in die Höhe.“

„Ich habe nie an Ihren Worten gezweifelt.“

„Es wird eine entsetzliche Nacht werden.“

Der Langholm, auf welchem das Gefängnißgebäude liegt, ist eine langgedehnte, kleine Insel, umfluthet von den Wellen des Mälarstroms. Der Langholmssund, der die Insel, oder den Holm von Södermalm trennt, ist im

Sommer eine schöne Straße, und Boote aller Art rudern täglich Personen hin und her, die sich nach den umherliegenden Landhäusern begeben. Von Södermalm nach dem Holm hinüber ist eine Brücke geschlagen. Das ganze Gebäude ist von einer Ringmauer, sieben Ellen hoch und vier Ellen dick, umgeben.

Einen Augenblick, bevor wir uns in das Gefängnißgebäude begeben, ist dort eine dreiste Handlung ausgeführt worden.

Bei dem matten Scheine der Lampe des Gefängnißwärters haben sich ungefähr sechzig Gefangene um eine Person versammelt, deren geschmeidige und kraftvolle Gestalt sich zwar nicht sehr vortheilhaft in der grauen, plumpen Gefangnentracht ausnimmt, die sie trägt, aber aus deren dunklem, feurigem Blicke ein männlicher, kräftiger Charakter strahlt.

Die von der Gefängnißluft gebleichte Gesichtsfarbe bildet einen pikanten Gegensatz zu dem schwarzen, lockigen Haare, welches zurückgestrichen ist, und eine dreiste und stolze Stirn zeigt, innerhalb welcher unzweifelhaft ein thätiger Geist seinen Wohnsitz hat. Der Mann hielt seinen rechten Arm hoch über den Kopf empor, als lege er den Versammelten ein feierliches Versprechen oder einen Eid ab.

Dies sah man jedoch nur; man hörte es nicht, denn kein einziges Wort kam über seine Lippen; allein der Ausdruck seines Gesichts war so malend, daß man sich unmöglich in dem irren konnte, was in seinem Innern geschah.

Dieser Mann war Gourville.

Aus Johann Ask's Bericht an Paul wissen wir, daß wenigstens ein Theil der Wache bestochen war. Mag dies nun der Fall gewesen sein oder nicht, so war es doch jedenfalls den Gefangenen geglückt, auf einmal alle Personen, die zur Wache und Bewachung gehörten, zu ergreifen, zu binden und zu knebeln.

Die Gebundenen lagen um Gourville herum, scheinbar gleichgiltig gegen das, was geschah.

„Die Racketensignale sind gegeben," sprach Gourville zu seinen Kameraden, „der Augenblick unserer Befreiung ist da. Vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe. Ihr kennt meinen Willen, Ihr kennt meine Absichten, Jeder von Euch hat seine bestimmte Rolle erhalten. Jetzt vorwärts!"

Die Hauptthür der Gefängnisse wurde aufgemacht, und Gourville an der Spitze begann nun einen Zug Mann für Mann aus dem Gebäude durch die Höfe bis an die Ringmauer.

Hinter Gourville ging der Fuchs, darauf kam Swärd, der Schmiedegeselle Andreas Cullbom ꝛc.

Das Einzige, was Gourville in seiner Hand hielt, war der Schlüsselbund des Gefangnenwärters, welcher indeß mit Kraft geführt, eine sehr gefährliche Waffe werden konnte.

Sobald sie auf den Hof gelangten, schritt der Zug leise und vorsichtig längs der dunklen Mauer nach der Richtung hin, wo der Kommandant und die bei dem Gefängnisse eigentlich Befehlshabenden ihre Wohnung hatten.

Die Dreistigkeit des Unternehmens kann nur mit der Gefahr verglichen werden; allein die Personen, die dabei betheiligt, waren insgesammt solche, die nichts zu verlieren, sondern Alles zu gewinnen hatten.

Auf der Ringmauer selbst, welche das ganze Gefängnißgebäude umgiebt, befinden sich mehrere Militairposten mit scharfgeladenen Gewehren.

Außerhalb des Thores in der Ringmauer, welchem der Zug sich jetzt näherte, stand gleichfalls ein in derselben Weise bewaffneter Posten.

Gourville steckte nun den Schlüssel in das Schloß des Thores, und in demselben Augenblicke, wo das Thor aufsprang, warf er sich mit der Schnelligkeit und Kraft eines Panthers über den Soldaten, versetzte ihm einen

so gewaltsamen Schlag auf den Kopf, daß er besinnungslos das Gewehr verlor, und zu Boden sank, worauf man ihn wie die Personen der übrigen Bewachung sofort knebelte und an Händen und Füßen band.

Nun war der Weg offen, und die Gefangenen setzten ihren leisen Zug in der Richtung des Waldhügels fort, welcher vor ihnen lag; von dort aus schlugen sie sich rechts in der Richtung des Schiffswerfts, welches auf der linken Küste des Holms liegt.

Als Frank und Paul die Küste gewannen, hatte die weiße Anemone, Mathilde, dort bereits ein Boot vom Lande gestoßen und versuchte sich durch Hilfe eines Ruders über den Sund hinüber zu arbeiten.

Der Sund ist sehr schmal.

Die rasche Entschlossenheit Mathilde's gab Paul den Gedanken, gleichfalls über den Sund zu setzen, um wenigstens dem Kommandanten sofort zu melden, was geschehen war. Gedacht, gethan!

Frank befand sich jetzt eine Strecke hinter ihm, und Paul wollte keine Zeit verlieren, ihn zu rufen und auf ihn zu warten.

Er sprang also allein in ein anderes Boot.

Wie ein Schatten in der Nacht sah er Mathilden im Boote ihm voran mit der größten Anstrengung rudern.

Paul verstand jedoch seine Ruder besser zu führen, und bald eilte sein Boot an dem ihrigen vorüber.

Graf Frank war einer jener gewöhnlichen Charaktere, die von ehrenhaften und rechtschaffenen Gesinnungen und Prinzipien beseelt sind, die tief und warm fühlen, die aber doch nicht dazu geschaffen sind, mit ungewöhnlicher Thatkraft in die Ereignisse des Geschicks einzugreifen.

Ein drittes Boot war um Helenenborg herum nicht zu finden, und er war deshalb gezwungen, dort in der qualvollsten Ungewißheit über den Ausgang des Abenteuers zu bleiben.

Mathilde verstand zwar nicht recht zu rudern und kämpfte mit unsäglicher Mühe, aber es glückte ihr doch endlich über den Sund zu setzen und die entgegengesetzte Küste zu erreichen, woselbst sie bereits Pauls Boot, aber nicht Paul selbst vorfand, welcher eiligst in das Gefängnißgebäude geeilt war.

Von Angst und Unruhe geplagt, blieb Mathilde an der Küste stehen, lauschend und spähend; allein Alles war noch still.

Die Natur ruhte noch in jenem tiefen, stillen Schlum-

mer, welcher mit dem Abende gewöhnlich eintritt und mit dem Morgen wieder verschwindet; welcher mit der sinkenden Sonne kommt und mit der aufsteigenden entflieht. Das Licht gebärt alles Leben und die Finsterniß ist der Schatten des Todes.

Kein Vogel zwitscherte in den Gipfeln der Bäume, kein Wind seufzte in den laubigen Kronen; nur an der Küste plätscherte noch das durch den Gang der Boote aufgestörte Gewässer; aber bald sank auch dieses in seine frühere friedliche Stille zurück.

Wie ganz anders gährte es in Mathilde's Busen!

Während sie einerseits erzürnt war, daß Frank sich durch Pauls Ueberredung hatte abhalten lassen, das verabredete Zeichen zur Flucht Gourville's zu geben, dankte sie Gott für den Einfall, den sie gehabt, ihm zu folgen, wodurch das Signal dort gegeben worden sei.

Allerdings entging ihr Pauls Absicht nicht, indem dieser über den Sund setzte; allein sie hoffte, daß die Flucht bewerkstelligt sein würde, ehe er das Gefängnißgebäude erreichen konnte.

Um das Terrain zu untersuchen, begab sich das schwache, aber hier, wo es um Gabriele's Ruhe sich handelte, muthige Mädchen, von der Küste auf die Anhöhe, von

wo aus sie glaubte, der Finsterniß ungeachtet, doch irgend etwas sehen und entdecken zu können.

Auf der Anhöhe angelangt, lauschte und spähete sie auf's Neue mit jener ängstlichen Unruhe, die das Herz zu heftigerem Klopfen bringt, und den Athemzug verkürzt. Endlich schien es ihr, als höre sie ein Rasseln ... gleichsam als wenn die dünnen Zweige der Bäume oder des Gebüsches zurückgebogen oder abgebrochen würden ... sie irrte sich nicht ... sie hörte in der That etwas ... es waren Tritte ... es näherte sich ganz gewiß Jemand, unter dessen Fußtritten das herabgefallene dürre Reisig zertreten wurde.

„Es ist gewiß Gourville," dachte sie und sie wollte ihm entgegeneilen, allein in demselben Augenblicke knallte ein Gewehrschuß durch die Nacht. Derselbe kam vom Gefängnisse her.

Mathilde athmete kaum mehr. Sie lauschte nicht mehr; ängstlich und bebend zog sie sich zurück. Sie wußte zwar nicht, was der Schuß zu bedeuten habe, allein es ahnte ihr. Das Echo des Schusses hallte hundertfach von den Felsen wieder; und noch ehe diese Antworten verstummt waren, erreichte plötzlich eine Stimme Mathilde's Ohr.

„Man hat unsere Flucht entdeckt,“ sprach die Stimme; „rasch vorwärts, und wir sind gerettet!“

Mathilde erkannte Gourville's Stimme wieder, und sie kehrte in die Richtung der Anhöhe zurück, die sie soeben verlassen hatte. Aber Gourville war nicht allein; diesen Schluß zog sie aus seiner Rede und derselbe machte sie beben.

Die Ereignisse entwickelten sich jedoch in diesem Augenblicke zu schnell, um ihr Zeit zu langer Ueberlegung zu lassen. Bereits erblickte ihr spähendes Auge andere Augen, die in der Nacht ganz in ihrer Nähe funkelten. Dieser Anblick verwirrte sie und es überfiel sie die Furcht, Gourville nicht allein anzutreffen.

„Gourville!“ rief sie deshalb mit halblauter Stimme, „Gourville!“

Ueberzeugt, daß er sich unter denjenigen befand, die sich ihr näherten, hoffte sie, er würde ihren Ruf hören und ihre Stimme wieder erkennen.

„Wer ruft mich?“ ertönte es nun auch, und sie eilte dabei hervor. Es war Gourville, der ihr geantwortet hatte, sie konnte sich nicht irren.

„Ich bin es, die weiße Anemone; komm, Gourville, komm!“

Er war es in der That; und Hand in Hand eilten sie nun auf die Küste zu.

Das Boot würde vom Lande gestoßen, Gourville und Mathilde schaukelten bereits auf der ruhigen Wasserfläche, und der Erstere, der keinen Augenblick die Besinnung verlor, führte die Ruder mit einer Sicherheit und Kraft, als wäre er ein alter Seemann gewesen.

Hinter ihnen hörte sie ein immer zunehmendes Lärmen und Schreien. Die freigewordenen Gefangenen schlugen sich um die wenigen Boote, die sie vorfanden, und mehr denn eine Verwünschung glitt über die Lippen der Verwegenen. Bald hörte man auch die taktfesten Tritte einer schnell herbeieilenden Abtheilung Soldaten. Die Gewehre klirrten und das Kommandowort erscholl.

Die Truppe war ganz in der Nähe. Gourville verwendete seine ganze Kraft beim Rudern; das Boot schoß schnell dahin.

Der Befehlshaber der Truppe kommandirte „Halt und Angeschlagen."

Die Gewehre klirrten. Die Soldaten führten das Kommando aus; sie waren jetzt bereit, Feuer zu geben.

„Kehrt nach dem Gefängnisse zurück," rief der Befehlshaber den entschlüpften Gefangenen zu, „oder ich lasse Feuer geben."

Gourville bemerkte, daß ein Boot das seinige verfolgte, entdeckte jedoch bald, daß es der Fuchs und die beiden andern seiner nächsten Bekannten waren, die darin saßen. Sie hatten sich des von Paul verlassenen Bootes bemächtigt.

In diesem Augenblicke sprangen Gourville und Mathilde an's Land.

„Folge mir!“ bat Mathilde.

Frank trat nun auch hervor.

„Schnell, schnell! Hinter mir her!“ rief auch er.

Schnellen Schrittes verließ man den Ort und bald saßen Frank, Gourville und Mathilde in dem in der nächsten Straße sie erwartenden Wagen.

Siebentes Kapitel.

Was wird das Ende sein?

Die Gäste, welche Franz Kellner eingeladen hatte, begannen schon sich einzufinden. Unter denselben erblickte man die meisten der Personen, welche gleichfalls von Kellner einige Tage nach dem durch Einbruch verübten Diebstahl, mit welchem unsere Erzählung beginnt, in seinen Zimmern und Sälen zu erblicken waren. Aber außer denselben finden wir jetzt noch mehrere hochgestellte Männer, in deren Händen wichtige Staatsämter lagen, oder die andere wichtige Posten bekleideten.

Kellner hatte seine Gäste empfangen, und sich darauf auf kurze Zeit wieder von ihnen zurückgezogen.

Wir finden ihn wieder, damit beschäftigt, die Thüre zwischen seinem innern und äußern Arbeitszimmer zu verschließen. Seine Hand ruhte noch auf dem Schlüssel, als

wollte er sich genau besinnen, ob er noch irgend etwas vergessen habe. Nach einem Augenblicke öffnete er nun auch wieder die Thür und blickte in das andere Zimmer hinein. —

„Vergeßt nicht," sprach er zu den Personen, die dort sich aufhielten, „genau auf das Acht zu geben, was hier geschieht. Wenn ich Euch rufe, dann eilet schnell hier herein." —

„Verlassen Sie sich auf uns," antwortete ihm eine Stimme; „wir werden uns nicht verspäten."

Es war die Stimme des Stiers.

Darauf schloß Kellner die Thür hinter sich, zog den Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche.

Auf einem Tische in einem Winkel des Zimmers, in welchem er sich jetzt befand, stand ein kleiner mit Eisen beschlagener Kasten.

Als Kellner an dem Kasten in der Absicht vorübergehen wollte, um zu seinen Gästen zurückzukehren, blieb er sinnend vor ihm stehen, und es schien eher eine unfreiwillige, fast mechanische, als eine überlegte Bewegung zu sein, daß er seine Hand ausstreckte und an die Feder drückte, durch welche der Kasten geöffnet wurde. Er erblaßte auch in dem Augenblicke, wo der Deckel des

Kastens aufsprang, und zwei blanke Pistolen zum Vorschein kamen. —

„Meine Freunde haben unleugbar Recht," sprach er, nachdem er eine Weile die Pistolen betrachtet hatte, „daß wir durchaus nicht im Verein mit einem verurtheilten Verbrecher der geschichtlichen Epoche entgegengehen dürfen, die jetzt vor uns liegt. Es muß sein: auf irgend eine Weise muß Gourville aus dem Wege geräumt werden."

Kellners Antlitz war ernst. Der einzige große Plan, über den er so lange gebrütet, den er so mühsam zur Reife gebracht, hatte seinen Zügen eine gewisse harte Form verliehen.

Von dem Kasten wandte sein Blick sich nach dem Fenster und von dort auf den Thiergartenberg, über welchem die Schatten des Abends bereits verbreitet lagen.

Er blieb lange, den Blick durch's Fenster richtend, vor dem Kasten stehen, als spähe sein Auge nach irgend etwas Bestimmtem.

„Ich habe die Zukunft des Vaterlands mit meiner eigenen verknüpft," sprach er, „und beide werden sich aus einem kleinen Funken drüben in der finstern Nacht entwickeln. Alles ist berechnet, Alles ist in Ordnung, und doch fühle ich mich so sonderbar zu Muthe. So wie dem Gewitter eine laue, drückende Luft vorausgeht, so geht

allen großen Ereignissen eine unerklärliche Unruhe voran. Das muß so sein. Die Empörungen der Natur, so wie die der bürgerlichen Gesellschaft, wenn sie auch nothwendige Resultate des Verlaufs der Dinge sind ... sie sind doch nichtsdestoweniger Phänomene, durch welche außergewöhnliche Umstände und Ereignisse sich neue Wege zu einem neuen Ziele brechen. Eine Revolution ist nicht allein das Werk eines Menschen, sondern auch das der Ereignisse, obgleich diese eines Mannes bedürfen, damit sie zum Ziele gelangen. Die Ereignisse haben mir geholfen, ich helfe jetzt den Ereignissen. Die Wellen tragen das Schiff, die Umstände tragen den Mann; und das Schiff geht durch Wind und Wetter und erreicht sein Ziel. Hm! ... Zwar werfen die Wellen es manchmal hoch hinauf, aber sie schleudern es auch oft tief hinunter, daß es zersplittert. Gleichviel ... wenn der Steuermann zuverlässig ist, dann läßt er nicht das Steuerruder aus der Hand — und selbst in dem Abgrunde muß er sich durch dieses zu retten wissen.“ —

Kellners Blick senkte sich bei diesen Worten wiederum auf den Kasten herab, und er streckte seine Hand aus, um eine der Pistolen emporzuheben; aber plötzlich zog er die Hand zurück und schlug den Deckel zu.

Kellners Pläne, um seine politischen Absichten durchzusetzen, waren im Allgemeinen nicht schlecht entworfen.

Durch die conservative Presse hatte er die liberale zu Uebertreibungen, und durch die liberale hatte er wiederum die conservative zu dergleichen gereizt, wodurch nicht allein eine Menge scandalöse Auftritte, sondern auch unüberlegte, unreife, die Gemüther aufstachelnde Sätze und Phrasen hervorgerufen und in Umlauf gesetzt waren; diese hatten ihrerseits die allgemeine politische Moral des Volkes untergraben und gelockert, ohne welche keine Einheit, kein Zusammenhalten der Gesinnung, keine gegenseitige Achtung und kein gegenseitiges Vertrauen stattfinden kann.

Während er also die Rolle eines treuen Freundes der Minister gespielt, hatte er sie zu übertriebenen Handlungen gegen die Freunde der Reformen gereizt, und diese letzteren hatte er gleichfalls unter der Maske der Freundschaft dahin gebracht, daß sie sich dadurch rächten, daß sie unzeitig und ohne genügenden Grund gegen die Regierung opponirten und an die Sympathieen der Allgemeinheit appellirten, wodurch sich beide Parteien, es kaum selbst bemerkend, auf einem revolutionairen Boden befanden.

Allein Kellner hatte noch mehr gethan.

Selbst in Beziehungen zu den reichsten und vornehmsten Familien sowohl des Beamtenstandes, wie der

Bürgerschaft stehend, hatte er diesen einen panischen Schrecken gegen Socialismus und Communismus eingeflößt, theils auch darauf hingespielt, daß die bestehende Regierung ihnen gar zu wenig gewogen sei; und außerdem hatte er die mittellosen Volksklassen durch alle jene Vorspiegelungen von Druck und Elend gereizt, die unserer Zeit so geläufig zu Gebote stehen.

Zwei feindliche Strömungen, wenn auch ungleiche Sternbilder wiederspiegelud, rollten somit die allgemeinen Opinionen beide gegen dasselbe Ziel.

Lange vermißte er jedoch einen Mittelpunkt, um welchen die verschiedenen Kräfte concentrirt werden könnten, und durch welchen sie zu gleicher Zeit einander gegenseitig bis auf den letzten Augenblick maskirt blieben. Einen solchen Brennpunkt verschaffte er sich jedoch endlich in Johann Ask, und zwar dadurch, daß er unter dem Namen und der Verantwortlichkeit dieses Mannes eine Schrift erscheinen ließ, die von Seiten der Regierung durchaus verfolgt werden mußte.

Ask war zwar keine Person von Bedeutung, aber in Folge der öffentlichen Discussion, die in Veranlassung seiner Schrift und der Handlungsweise der Regierung entstand, erschien er als ein Repräsentant der Preßfreiheit,

und seine Armuth verlieh obendrein der ganzen Sache ein rührendes Interesse.

Asks Verhaftung, die auf Grund des Verdicts der Jury geschah, war somit ein besonders günstiger Augenblick, um die Stürme loszulassen, die noch in Kellners Hand gebunden ruhten.

Weil man von Gourville die Ansicht hegte, er würde sehr viel dazu beitragen können, daß die gegen die Ordnung der Dinge am meisten erbitterten Kräfte sich empörten, wollte man ihn, bis die Bewegung in vollem Gange sei, thätig sein lassen, aber auch dann ihn mit einem einzigen Schlage vernichten.

Die übrigen geheimen Kräfte, das Einlenken der revolutionairen Bewegung in die Richtung, die mit Kellners übrigen Wünschen und Interessen übereinstimmte, behielt er für sich; und das Auftreten dieser Lenker sollte auch erst dann geschehen, wenn alle Schleußen aufgezogen, alle Grenzen überschritten und die Parteien in blinder Wuth gegen einander ras'ten.

Das Einzige, was er nicht richtig berechnet hatte, war die Gesinnung und der Charakter des Johann Ask.

Zwischen Kellners Privatzimmern und dem Saale, in welchem die Mehrzahl der Gäste sich aufhielt, lagen ein paar Zimmer.

Als Kellner zu der Gesellschaft zurückkehrte, sah er sich bald von den Bedeutendsten der Verschwornen umgeben. —

Während seiner Abwesenheit hatte die Zahl der Gäste sich vergrößert.

Unter den neu Angekommenen erblickte man Kellners alten Vater, sowie Baron Krook und Axelinen. Selbst Graf Curt und General Rosenpalm sowie Jacquette waren soeben angelangt, hielten sich aber noch im Kreise der wenigen Damen auf, die eingeladen waren.

In einer Familie, so aufgelös't wie die Kellnersche, und in einer Gesellschaft, wo so viele Leidenschaften sich zu verbergen suchten, konnte der Umgangston des Abends nicht gerade der fröhlichste und angenehmste sein.

Weidner und Bründel kamen in diesem Augenblicke an und gingen direct auf Kellner zu.

„Ask ist nun verhaftet," sagte der Eine von ihnen, „es geht ja schön, ... sehr schön. ..."

Er rieb sich die Hände vor Freude.

„Nicht so vorlaute Aeußerungen der Befriedigung;" fiel Kellner ein, „man könnte uns hören."

Die meisten der Verschwornen begaben sich an's Fenster, um die Signale zu sehen, welche nun bald gegeben werden mußten, und unter fortwährendem Schweigen spähte man in den finstern Abend hinaus.

Gabriele war von Axeline und Jacquette umgeben; aber wenn sie sich auch anstrengte, so aufmerksam wie möglich gegen Alle zu sein, so glückte dies ihr doch nur zum Theil. Beunruhigt durch das lange Ausbleiben Franks war sie aufgeregt und düster. Jedes Mal, wenn eine neue Person eintrat, wechselte sie die Farbe. Jacquette war ungewöhnlich ernst; auch sie blickte dann und wann nach der Thür, als erwarte auch sie Jemand. Axeline war die Einzige, die eine natürliche Fröhlichkeit zur Schau trug; aber sie hatte auch Ursache dazu: Fritz Lander stand ja nicht allein neben ihr — sie waren bereits verlobt.

Graf Curt hatte bei seinem Eintreten nur Gabriele's Hand gedrückt; aber beide verstanden die Bedeutung dieses Druckes. —

Die einzige Bitte, die Gabriele an ihren Vater richtete, ging dahin, er möge freundlich mit Kellner verkehren.

Der General war mehr als gewöhnlich heftig in seinen Bewegungen. Seine Stirn war nicht klar und frei. Dann und wann warf er einen prüfenden Blick,

bald in das Zimmer, wo die Herren sich aufhielten, bald auf Jacquette.

Mit Hinblick auf die Krankheiten, die seit längerer Zeit die alten Männer mit Kummer und Schmerzen heimgesucht hatten, dürfte es vielleicht doch Einigen sonderbar erscheinen, sie hier alle beisammen zu finden; aber die glückliche Veränderung ihrer ökonomischen Lage, die mit dem Tode Abrahams eingetreten, übte einen vortheilhaften Eindruck auf ihre Gemüthsstimmung aus und unterstützte die Bemühungen des Arztes, ihre Gesundheit wiederherzustellen.

Der General hielt sich nicht lange bei den Damen auf, sondern begab sich in das Zimmer, wo der Wirth war.

Seit den mißglückten Versuchen Kellners, den General dazu zu überreden, als militairischer Chef bei dem Aufstande aufzutreten, hatten sie einander nicht gesehen. Auch war der General der Einzige, den Kellner diesen Abend von allen anwesenden Gästen nicht eingeladen hatte, und es wunderte ihn deshalb, ihn in seinem Hause zu erblicken, obgleich die alten freundschaftlichen Beziehungen, in welchen der General zu der Kellnerschen Familie stand, ihn unleugbar berechtigten, zu kommen und zu gehen, wenn er wollte.

In dem Augenblicke, in welchem der General in's

Zimmer trat, machte sich eine lebhafte Regung bei den Anwesenden geltend; allein es war nicht die Ankunft des Generals, der diese Regung hervorrief, sondern der Anblick einer Rackete, die vom Thiergartenberge aufgeworfen, in unzähligen Sternen in die Wolken verschwand.

Der Anblick war in der That sehr schön.

Der General runzelte nichts desto weniger die Stirn, und warf einen düstern Blick auf die Versammlung.

Doch der Eindruck, den die erste Rackete hervorgebracht hatte, war noch nicht verschwunden, als die flammenden Spuren zwei anderer in den Wolken erschienen. Diese beiden Racketen folgten fast unmittelbar auf einander. —

Sobald die Finsterniß in die letzten Spuren der erloschenen Meteore trat, kehrte auch die ernste Bedächtigkeit unter denjenigen wieder zurück, die Kellner umgaben.

Der General begrüßte in diesem Augenblicke Franz Kellner. —

„Ich weiß," sprach er zu ihm, „daß Sie sich für Staats= und gelehrte Sachen interessiren, Herr Kellner; ich kann Ihnen etwas erzählen, was in der That sehr interessant ist."

Der General sprach so laut, daß Alle ihn hörten, und man versammelte sich nun auch bald um ihn herum.

„Vor einigen Stunden wurde ich auf's Schloß befohlen; ich komme gerade jetzt davon zurück."

„Nun, Herr General?"

„Einige Mitglieder der Regierung haben diesen Nachmittag anonyme Briefe erhalten, in welchen man mit Bestimmtheit von einem Aufstande spricht, der diese Nacht ausbrechen soll."

Eine unangenehme Ueberraschung sprach aus den Blicken der Anwesenden; nur Kellner bewahrte seine Ruhe.

„Wahrscheinlich sind die Briefe," bemerkte er mit einem zweideutigen Lächeln, „von der gewöhnlichen Gespensterfurcht dictirt. Nichts desto weniger wird man doch wohl alle Sicherheitsmaßregeln ergriffen haben, welche zum Schutze der Bevölkerung für nothwendig erachtet werden dürften." —

Der General antwortete nicht sofort. Er betrachtete nur Kellner unverwandt.

„Sie erinnern sich wohl noch," bemerkte er darauf, „unseres letzten Gesprächs?"

„Gewiß, Herr General, und auch des Endes desselben."

Der General verstand sehr wohl den Sinn dieser letzten Worte und er mußte die Ruhe und Zuversicht bewundern, mit welcher Kellner ihm entgegentrat.

„Die anonymen Briefe," fiel Kellner auf's Neue ein,

als der General in seinem Schweigen fortfuhr, „werden wohl auch gesagt haben, wer an der Spitze des Aufstandes steht?“

Trotz der Kälte, die Kellners Antlitz bei dieser Frage zur Schau trug, entdeckte der scharfe Blick des Generals dennoch einen gewissen Zwang in seinen Mienen, welcher von einer innern Unruhe und Spannung zeugte.

„Nein, Herr Kellner, darüber enthielten die Briefe nichts, allein sie enthielten Dinge, die die Regierung veranlaßt haben, verschiedene Maßregeln gegen eine Ueberrumpelung zu ergreifen. Sobald der Dienst es mir erlaubte, eilte ich hierher, damit ich bei meinen Freunden bin, wenn irgend etwas Unangenehmes geschehen sollte.“

Franz Kellners Vater stand in diesem Augenblicke ganz in der Nähe des Generals, und drückte dessen Hand herzlich, obgleich sein Blick noch immer auf seinem Sohne ruhte. —

Man hörte nun plötzlich den dumpfen Knall eines Kanonenschusses, und die Mehrzahl der Anwesenden erblaßte. —

„Sollte es wirklich wahr sein,“ bemerkte der alte Kellner, „daß wir von einem Aufstande bedroht sind?“

„Der Schuß kam aus der Artillerie-Caserne,“ antwortete der General. „Hören Sie!“

Aus der Ferne hörte man nur noch das Wirbeln der Trommeln. Gleich darauf hörte man ebenfalls den Widerhall heftigen Gewehrfeuers.

„Begeben wir uns zu den Damen," sprach Baron Krook und ergriff den Arm seines alten Freundes. „Wir müssen sie beruhigen."

Ungeachtet Kellner hinter einem kalten Aeußern sich versteckt hatte, war die Nachricht des Generals ihm dennoch im höchsten Grade unangenehm.

Sobald der General in das Zimmer der Damen getreten war, winkte Kellner einige seiner Vertrauten herbei, die er mit verschiedenen Aufträgen nach mehreren der Versammlungspunkte absandte, um dort neue Befehle zu ertheilen.

Dabei war Kellner vollkommen seiner selbst Herr. Der schärfste Blick hätte nicht entdecken können, was in seinem Innern geschah. Der Ernst seines Antlitzes hatte einen Anstrich der Feierlichkeit, welche Achtung und Vertrauen einflößte.

„Lege die Hand auf mein Herz," sprach Bründel zu Weidner. „Nun, fühlst Du etwas?"

„Nichts."

„In der That, mein Freund, von Unruhe hat mein Herz zu schlagen aufgehört. Zum Teufel auch," fügte er hinzu, indem er sich an Kellner wandte, „hier werden wir ja in Ungewißheit vergehen."

„Still, still!" unterbrach Kellner ihn.

Ein Diener trat in diesem Augenblicke athemlos auf ihn zu und übergab ihm einen Brief.

„Von wem hast Du den Brief empfangen?"

„Von einem Unbekannten. Er bat mich jedoch, ihn sofort abzugeben."

„Gut!"

Kellner erbrach den Brief und las:

„Sie haben lange kein Geld von mir gefordert; allein jetzt, wo ich sehe, daß das Unternehmen in vollem Gange sich befindet, übersende ich Ihnen noch ferner eine Summe, die für den Augenblick gewiß zu verwenden sein wird. Verwenden Sie dieselbe!"

Der Brief war ohne Namensunterschrift; aber Kellner erkannte die Hand des Ministers. Bei dem Anblicke der nicht unbedeutenden Summe klärte Kellners Stirn sich auf.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Bründel?"

„Sehr gern.“

„Da, nehmen Sie diese Summe. Begeben Sie sich in das Kaffeehaus an der Ecke der Regierungsstraße. Im Billardzimmer dort werden Sie einige junge Männer um das Billard finden ... Uebergeben Sie ihnen das Geld, grüßen Sie von mir, und bitten Sie sie, die Summe auf den verschiedenen Punkten zu vertheilen ... Versteht sich, daß sie sich selbst erst gehörig mit Champagner versehen ... An Champagner braucht es diese Nacht nicht zu fehlen!“

Bründel wollte sich sofort entfernen.

„Warten Sie ein wenig,“ bat ihn jedoch Kellner. „Sagen Sie ihnen gleichfalls, daß ich jede Viertelstunde Nachricht haben will, wie der Kampf steht.“

Kellner bemerkte, daß seine Freunde eine Erklärung von ihm wünschten, und er hatte nichts dagegen, eine solche abzugeben.

„Die Revolution hat ihre Geheimnisse eben so gut wie andere Dinge,“ sprach er. „Die Befehlshaber dürfen nicht blosgestellt werden. In Hemdsärmeln, das Queue in der einen Hand, das Champagnerglas in der andern, muß das Ganze geleitet werden. Wir amusiren uns in unsrer Weise, unsre Adjutanten in der ihrigen — und der Aufstand ist im Gange.“

Dann und wann hörte man jetzt immer Kanonenschüsse und Gewehrfeuer.

Kellner ging im Zimmer auf und ab.

„Gourville erblickt man noch nicht," bemerkte Weidner.

„Noch nicht, allein ich erwarte ihn jeden Augenblick."

„Sie kennen unsre Forderungen in Bezug auf ihn?"

„Ich kenne nicht allein Ihre Forderungen, meine Herren, sondern weiß auch, was meine eigne Ehre von mir erheischt. Sie werden selbst sehen, daß ich meiner Pflicht nachzukommen weiß."

Ein Diener trat wieder ein und übergab Kellner noch ein Billet.

Als er das Billet las, verschwand jede Unruhe aus seinem Antlitz: Freude und Zufriedenheit spiegelten sich darin.

„Es steht gut um unsre Sache, meine Herren. Der Angriff auf die Artillerie-Caserne und auf den Schiffsholm ist zwar mißglückt, allein man hat einige Kanonen erbeutet und die Brücke ist abgebrochen, so daß der Holm abgeschnitten ist. Die Truppen rücken vom Ladgard-Viertel heran. Das Volk geht immer mehr und mehr zu uns über."

„Begeben wir uns nicht hinaus, Herr Kellner, und stellen uns an die Spitze der Massen?“

„Noch nicht.“

„Die Nachrichten von dort werden bald hier sein.“

Kellner hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als man ihm ein drittes Billet brachte. Auch bei dem Lesen dieses Billets schwoll seine Brust vor Befriedigung.

„Die Bevölkerung von Södermalm ist in vollem Aufstande begriffen. Die Matrosen und Seeleute strömen von allen Seiten herbei. Die Wache ist zwar verdoppelt worden und steht unter dem Commando eines Offiziers, allein sie ist umzingelt und bedroht von allen Seiten. Das Stadthaus — wo man Ask in Haft gebracht hat, ist von einer unzähligen Menschenmenge belagert. Man bringt ihm ein Hurrah nach dem andern und ist eben im Begriff, auf die Wache zu stürzen und Ask zu befreien. Der Offizier der Wache hat das Volk ermahnt, auseinander zu gehen, aber man hat mit Steinen geantwortet. Ein Mann, der an der Spitze der Menge gegen die Truppen sich gestürzt hat, ist erschossen worden. Man hat die Schleußen zerstört.“

Diese Nachrichten wurden mit Beifall empfangen.

„Werden wir uns denn jetzt nicht hinaus begeben?

Ich brenne vor Begierde, Theil an dem Kampfe zu nehmen."

„Folgen Sie meinem Rathe, meine Herren. Warten Sie noch. In wichtigen Augenblicken darf man sich nicht übereilen. Bevor der Becher voll ist, darf man ihn nicht ergreifen. Noch haben wir nur den Anfang gesehen; aber ein kluger Mann stellt sich immer so, daß er auch ein wenig vom Schlusse sieht, ehe er sich entschließt."

Als er schwieg, hörte man die Hufschläge einer Escadron Kavallerie, die an dem Kellner'schen Hause vorüberritt, und längs der Schiffsbrücke nach Södermalm sich begab.

Das Pferdegetrappel war noch nicht verhallt, als die Thür aufging und Graf Frank eintrat.

Sein Aeußeres war aufgeregt, düster und leidend.

Kellner ging sofort auf ihn zu.

„Willkommen, Herr Graf, ist es Ihnen geglückt?"

„Es ist mir geglückt; allein Sie haben mich betrogen, Herr Kellner. Dieser Aufstand ..."

„Reden wir nicht davon, Herr Graf," unterbrach Kellner ihn. „Wir haben ja damit nichts zu thun; sagen Sie mir nur ... ist Gourville frei?"

„Er steht im Nebenzimmer und wünscht mit Ihnen zu reden."

„Ich stehe sogleich zu seinen Diensten, ich werde ihn in meine eignen Zimmer führen, und dort werden wir Gabrielen erwarten, wenn Sie die Güte haben wollen, Herr Graf, sie zu bitten, zu uns zu kommen."

Kellner kehrte darauf zu seinen Freunden zurück.

„Gourville ist hier," sprach er zu ihnen; „Alles geht vorzüglich von Statten. Jetzt, nachdem der Aufstand im vollen Gange ist, brauchen wir ihn nicht mehr, und ich werde Ihnen beweisen, daß ich Wort halte."

Kellner entfernte sich nun; nach einer Weile sah man ihn, von einer Person in einem blauen Mantel begleitet, durch das Zimmer gehen, welches dem seinigen am nächsten lag, und dort eintreten.

An dem unerschrockenen Gange und dem dreisten Blick erkannte man den Chevalier wieder. Nichts schien seinen Muth beugen zu können.

Frank begab sich zu den Damen.

Gabriele hatte ihn lange erwartet, und ihr Blick wandte sich oft gegen die Thür. Als sie ihn endlich eintreten sah, entschlüpfte ihr ein leiser Ausruf des Schmerzes.

Nichts desto weniger sprang sie von ihrem Platze auf und ging Frank entgegen.

„Wie steht es?" frug sie.

„Er ist frei …"

„Mein Gott, mein Gott!"

„Er ist bereits bei Kellner. Vielleicht begiebst Du Dich auch in sein Zimmer?"

„Ja, ja!"

Gabriele folgte der ungeduldigen Stimme ihres Herzens; sie wollte ihn sehen und eilte in Kellners Zimmer.

Bründel hatte seinen Auftrag ausgerichtet. Er erzählte, daß das Volk überall in Bewegung sei; zwar vermuthete er, daß die Mehrzahl von der Neugierde angelockt sei; allein der Grund ihrer Theilnahme war gleichgiltig, wenn dieselbe nur vorhanden war. Die Wache am Schlosse war verdoppelt, die Thore verriegelt und die Ketten aufgezogen. Als er durch die Stadt ging, hatte er große Volksmassen nach dem Kirchhügel ziehen sehen, er war mit gegangen und die Truppen standen dort aufgestellt, zur Vertheidigung bereit. Noch hatte man jedoch nicht geschossen, sondern suchte durch Ermahnungen und Drohungen die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen, was jedoch vorläufig nicht glückte.

„Es ist schön, es ist herrlich zu sehen," schloß Bründel seinen Bericht. „Und wenn ich bedenke, daß es die

Presse, namentlich unsre Zeitung ist, welche diesen Sturm heraufbeschworen hat, Weidner, dann hebt meine Brust sich und meine Seele erfüllt sich mit stolzen Gedanken. Es lebe die Presse, meine Herren!"

Während dieser letzten Worte war eine neue Person in's Zimmer getreten.

Es war Paul.

Paul hatte das Rasen auf den Gassen und Straßen gesehen und fühlte sich aufgefordert, das Wort für die blutenden Opfer zu ergreifen.

„Es lebe die Presse," sagte er und trat in den Kreis, in welchem Bründel sich befand und sich so eben geäußert hatte.

Der General trat gleichfalls in diesem Augenblicke aus dem innern Zimmer heraus. Als er Paul erblickte, blieb er auf der Schwelle stehen.

„Es lebe die Presse, allein nicht die Presse, meine Herren," fuhr Paul fort, „die dem Volke falsche und überspannte Hoffnungen einflößte, anstatt den Volksgeist zu einer nützlichen Entwickelung zum Frommen, zur Thätigkeit zu erwecken; es lebe die Presse, allein nicht diejenige, welche die Gemüther aufstachelt, nur um seine eigene Macht zu versuchen und sich darin zu weiden, anstatt mit Achtung vor einer wahren politischen und zeitgemäßen Moral die

Völker zu Handlungen zu leiten, die von einer gereiften Gesinnung und ernsten Absichten in Betreff des Wohls der Menschheit Kunde geben! Niemand kann in Wahrheit eine freie Presse achten, ohne daß er auch große Forderungen an sie stellt. Ich habe irgendwo gelesen, daß die wahre Größe der Presse darin besteht, daß sie Angesichts des Volkes jedem unwürdigen Kämpfer die vergiftete Waffe aus der Hand reißt; allein hier ist die Presse ein besoldeter Kämpfer des Eigennutzes, der Intoleranz und des Scandals geworden. Wehe über eine solche Presse! Wenn die Presse vorzugsweise die Gemüther aufhetzt und reizt, anstatt daß sie aufklären und unterweisen soll, dann hat sie aufgehört das zu sein, was sie sein sollte. Die Presse, die öffentliche Meinung soll die Gesinnung der Nation stärken, nicht nur sie beunruhigen; die politische Religion muß großmüthig, nicht ketzerisch sein; die Presse soll durch nationale Kraft dahin wirken, das Streben des Volkes frisch zu erhalten und immer eine Thätigkeit zu schaffen, sie soll nicht erbittern und verwirren. Die Freiheit wird nicht auf den Straßen erobert, dort wird sie nur verloren; die Freiheit muß durch Arbeit, Verstand und Charakterfestigkeit gewonnen werden. Es ist natürlich, daß Alle die Freiheit erobern wollen, aber es ist die Pflicht der Bildung, die Mittel und die Art und Weise

anzugeben, wie sie zu gewinnen ist; vermag die Bildung das nicht, dann ist sie auch ihres Namens unwürdig. Die Intelligenz ist nur mißvergnügt mit dem, was schlecht ist; die Roheit dahingegen mit Allem; die Freiheit will durch die Entwickelung einer vollkommenen Ordnung der Dinge, die rohe Gewalt durch die Niederwerfung aller Ordnung siegen."

Bei diesen Worten wurde er von einem gewaltsamen, schneidenden Schrei auf der Straße unterbrochen.

Beinahe alle Gäste eilten an die Fenster.

Obgleich es der letzte Tag im Mai war, so hatte doch die Polizei bei der ersten Nachricht von einem beabsichtigten Aufstande, das Anzünden aller Straßenlaternen befohlen. Vor Kellners Hause brannte eine sehr schöne, große Laterne, die ihren Schein sehr weit verbreitete, und man hatte somit Gelegenheit, Alles zu sehen, was vor dem Hause geschah.

Eine aufrührerische Volksmenge von dem südlichen Stadttheile stieß gerade vor Kellners Hause auf eine Abtheilung Militair.

Der Offizier hatte Halt gemacht und die Menge ermahnt, sich auseinander zu begeben, allein man antwortete mit wildem Geschrei. Der Offizier commandirte endlich: „Angelegt!" aber in demselben Augenblicke kamen drei

Männer in voller Flucht aus der Schiffer-Carls-Straße von einem Weibe verfolgt.

„Haltet die Diebe, haltet die Diebe!" rief sie, so laut sie vermochte.

Die Diebe waren der Fuchs, Swärd und Cullblom, und das Weib, welches sie verfolgte, war die Kaffeehauswirthin, Mutter Bocklund.

Bei diesem Intermezzo entstand neue Verwirrung und neues Geschrei unter der Menschenmasse.

Der Offizier trat noch einmal hervor und ermahnte zum Auseinandergehen. Niemand hörte ihn.

„Feuer!" commandirte er darauf.

Die Gewehre waren jedoch so hoch angeschlagen, daß keine Kugel treffen sollte. Es war eine Warnungssalve.

Ein Opfer sollte jedoch fallen.

Die Kaffeehauswirthin hatte beim Anblick der Volksmenge ihren Weg hinten um dieselbe eingeschlagen. Eine Kugel wurde zu niedrig ausgesandt und traf sie in die Brust.

Unter einem Strome von Flüchen und Verwünschungen sank sie zu Boden.

Die Volksmenge war indeß zur Besinnung gekommen. Die Gewehrsalve hatte sie eingeschüchtert. Ihr natürlicher Abscheu gegen alles Unedle war wach geworden,

und man dachte jetzt nicht länger daran, mit den Soldaten zu kämpfen, sondern nur die Diebe zu ergreifen. Dies war auch in einem Augenblicke geschehen. Zwar kämpften der Fuchs, Swärd und Cullblom tapfer dagegen, aber nichts desto weniger wurden sie den Truppen ausgeliefert. Als das Volk erfuhr, wer das gefallene Weib war, wandte seine Raserei sich gegen dasselbe, und unter lautem Heulen und Verwünschungen stieß man Mutter Bocklund mit den Füßen verächtlich in den Rinnstein, wo sie ihren Geist aufgab.

Die Volksmenge ging darauf ruhig auseinander und das Militair, die Diebe mit sich führend, marschirte weiter.

Paul hatte die Hauptpersonen dieser Scene erkannt, ihm schien es eine gerechte Strafe der Vorsehung zu sein, daß das von der Kaffeehauswirthin durch ihr Wuchern mit Unschuld und Tugend erworbene Kapital die Ursache ihrer verächtlichen Todesart wurde, und gleichfalls das so schnell nach der bewerkstelligten Freiheit neue Verhaften der drei Verbrecher veranlaßte.

Auf die übrigen Anwesenden, die weder die Kaffeehauswirthin, noch den Fuchs und seine Kameraden kannten, machten diese Ereignisse einen noch widrigeren Eindruck.

Der General war von einem andern Fenster aus aufmerksam dem Ereigniß auf der Straße gefolgt, jetzt wandte er wieder seinen Blick auf Paul.

Dieser war noch von dem frühern Gegenstande seiner Rede erfüllt, und indem er den ganzen Aufstand als ein Werk der Presse schilderte, deutete er auch darauf hin, daß jenes Weib, obgleich tief gesunken, doch nicht durch die Gewalt des Gesetzes, sondern als ein Opfer des Zufalls gefallen war. Man hörte ihn mit Aufmerksamkeit, und er entwickelte nun eine klare Ansicht von der hohen Bedeutung einer ehrlichen, unbestechlichen, kenntnißreichen Presse, deren Pflicht es vielmehr sei, soweit möglich jedwede Revolution zu verhüten, indem sie, anstatt der rohen Gewalt, Bildung und Einsicht auf den Thron setze, und durch diese zwei Factoren zeitgemäße Reformen und eine neue Ordnung der Dinge bewirke, bei Weitem aber nicht alle Ordnung mit Füßen trete.

Paul sprach lange und mit Feuer; endlich sagte er:

„Ich habe verschiedene Länder gesehen, aber noch keins, wo die umstürzenden Elemente weniger zu Hause wären als hier. Die Zukunft Schwedens hängt zum Theil von den Bewegungen des südlichen Europa's ab, unsere Reformen gehen Hand in Hand mit den seinigen. Eine Revolution hier? Ach ich glaube nicht daran! Ein-

zelne Berechnungen vermögen wohl einen Straßenauflauf hervorzurufen ... das ist Alles ..."

Hier wurde Paul durch das Eintreten eines Fremden unterbrochen.

„Darf ich fragen, ob Herr Kellner hier zugegen ist?" frug der Fremde.

„Kellner? Mein Name ist Kellner," antwortete Paul. „Was wollen Sie von mir?"

„Ich habe den Befehl, diesen Brief Ihren eignen Händen zu übergeben."

„Von wem?"

„Ich weiß es nicht."

Paul betrachtete den Brief. Derselbe war ohne alle Aufschrift, er war in Zweifel, ob er ihn empfangen sollte, oder nicht; aber als er sich endlich entschloß, ihn zurückzugeben, war der Fremde bereits verschwunden. Bei dieser Wendung der Sache erbrach er ruhig den Brief.

Der Brief war kurz, und er hatte ihn kaum zu Ende gelesen, als er sich an Bründel und Weidner wendete:

„Sagen Sie mir, meine Herren," frug er diese, „in wessen Interesse glauben Sie, daß der jetzt ausgebrochene Aufstand geschieht?"

„Im Interesse des Volks," antworteten diese.

„Ich glaubte nicht, meine Herren,“ fuhr Paul fort, „daß mein Verdacht sich so schnell bestätigen sollte, wie es geschehen ist. Dieser Brief war eigentlich nicht mir, sondern meinem Cousin, Franz Kellner bestimmt; allein da er nun durch einen Zufall in meine Hände gerathen, so mögen auch Sie ihn lesen. Nehmen Sie ihn hin, meine Herren.“

Pauls Ansichten über die Presse hatten einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden gemacht, und selbst Weidner und Bründel fühlten sich durch dieselben erschüttert.

Neugierig ergriffen sie den Brief; allein auch sie lasen nur wenige Zeilen, als Verdruß und Unwille sich in ihren Gesichtern malten.

„Beim Himmel,“ rief Weidner, „Kellner hat uns betrogen.“

„Die Früchte unsrer Mühe sollen nicht dem Volke, sondern einem ... einem ... einem ...“ Bründel stammelte vor Zorn und vermochte den Satz nicht zu Ende zu führen.

Obgleich weder Paul noch irgend ein Anderer wußte, von wem der Brief kam, so ersahen sie doch aus demselben, daß Kellner unter fremdem Einflusse stand, und daß eine höhere Macht ihm jetzt befahl, persönlich aufzutreten, damit die sogenannte Revolution ihren Höhepunkt

bald erreiche und sowohl die nöthigen Proklamationen, wie der Prätendent zum Vorschein kommen könne.

Die vaterländische Exaltation, in welche Bründel und Weidner versetzt gewesen waren, verschwand plötzlich.

Paul beklagte sie, und um sie nicht mit seinen Blicken zu beleidigen, wandte er sich von ihnen ab.

Der General stand in diesem Augenblicke vor ihm und zwar mit ausgebreiteten Armen, er betrachtete ihn mit einem freundlichen einladenden Blicke.

Paul stürzte in die Arme des alten rechtschaffenen Mannes.

„Ich bin ungerecht gegen Dich gewesen," sprach der General, „und Jacquette hat Dir unrecht gethan. Kannst Du uns verzeihen, Paul?"

Wir überspringen eine längere Scene und Auseinandersetzung zwischen dem General und Paul, zu welcher der Erstere zuletzt Jacquetten heranzog.

Paul war genöthigt, mit aller Gewalt seine Gefühle zu unterdrücken, und ungeachtet seiner Hochachtung für den General und seiner Liebe zu dessen schöner Tochter, jeder nähern und erneuerten Beziehung zu der letzteren aus dem Wege zu gehen.

Zuletzt erklärte er sogar unumwunden, daß er jetzt arm und Jacquette reich sei, obwohl der General ihm

einmal früher aus dem entgegengesetzten Grunde ihre Hand verweigert hatte. „Fräulein Jacquette,“ sagte er, „ist reich, weil sie einen geachteten und geehrten Vater besitzt; ich bin arm, sehr arm, weil ich keine Aeltern habe.“

„Das ist doch eine Bagatelle,“ antwortete der General. „Solche Einwände gehören nicht in unsere Zeit.“

„Das mag sein,“ fiel Paul ein, „allein meinem Herzen ist es doch eine große Armuth, nur ein Findelkind zu sein.“

Jacquette stützte sich auf den Arm ihrer Freundin Axeline; sie war einer Ohnmacht nahe.

Während der Pause, die unmittelbar auf jene Worte folgte, fühlte Paul eine Hand auf seiner Schulter, und als er sich verwundert umschaute, stand der alte Brauner vor ihm.

„Du bist nicht ärmer, Paul, als irgend ein anderer Mensch,“ sprach der Alte, „denn auch Du hast einen Vater, welcher der Achtung anderer Menschen werth ist.“

Aller Augen richteten sich auf den alten Mann. Durch seine patriarchalische Haltung, durch sein schneeweißes, in Locken herabfallendes Haar und sein ruhiges von aller Leidenschaft freies Antlitz besaß er jene heilig

Glorie des Alters, die unwiderstehlich zur Achtung hinreißt und Ehrfurcht einflößt.

Jacquette gewann die ganze schöne Anmuth ihrer Jugend wieder, als sie die Worte des Alten hörte, und als sie diese ruhige, klare Stirn erblickte.

Der alte Kellner war noch nie mit Brauner zusammen gekommen, aber nichts destoweniger betrachtete er ihn als eine alte, wenn auch fast wieder vergessene Erinnerung, als ein Monument, welches ihn an irgend einen lieben verstorbenen Bekannten oder Freund erinnerte; und er vermochte nicht, seine Blicke von ihm zu trennen.

Selbst in Pauls Augen, obgleich er bereits sein Schicksal kannte, schien der Alte noch immer ein unerklärtes Räthsel zu sein.

Brauner gab jedoch keinem der Anwesenden Zeit zu einer Frage, sondern gebot Aufmerksamkeit durch eine Handbewegung.

„Ich wußte, wen ich heute Abend hier finden würde; ich hatte gewünscht," fuhr er fort, „die Freiherrin Lander mit mir bringen zu können, weil ich hoffte, sie selbst würde ein Geheimniß aufklären, das mich betrifft; allein da ich sie abholen wollte, fand ich sie bereits im Sterben, und ich komme jetzt von ihrem Todeslager.

Ich bitte anstatt dessen, daß Sie diese Schrift durchlesen. Sie enthält das letzte Bekenntniß der Freiherrin."

Brauner übergab dem General das Papier.

„Allmächtige Vorsehung!" rief er aus, als er einen Blick in das Papier geworfen hatte, „sie war es also ..."

Allein er hielt plötzlich inne, weil er sich erinnerte, daß ihr Sohn Fritz zugegen war.

Der alte Kellner hatte unverwandt Brauner betrachtet; als er den Ausruf des Generals hörte, riß er ihm das Papier aus der Hand.

„Barmherziger Gott!" rief auch er bald, indem das Blatt ihm aus der Hand fiel. „Mein Bruder, o Gott, mein Bruder! Nach zweiundzwanzigjährigen Leiden ... ewige Vorsehung .... Du bist unschuldig .... unschuldig ...."

Der alte Greis schwankte nun mit offenen Armen auf Brauner zu, und nach vieljähriger Trennung hielten sie einander wieder umschlungen.

Sobald die innere Regung verschwunden war, welche diese Scene hervorgerufen, legte Brauner wieder seine Hand auf Pauls Schulter.

„Ich habe Dir erzählt, Paul," sagte er, „daß ich einen Sohn besaß, den ich einst als einen Raub der

Flammen betrachtete. Ich fand ihn jedoch wieder; allein in meiner Lage, was sollte ich thun? Sollte ich ihn in der Schande erziehen, zu welcher ich verurtheilt war? Nein, nein! Einer meiner Brüder wollte nach Amerika auswandern. Ich nahm meinen Sohn auf meine Arme, trug ihn bis an seine Thür, legte ihn dort nieder und sprach den Segen über sein Haupt. Du bist mein Sohn Paul."

Paul stürzte in die Arme seines Vaters.

„Wie oft," fuhr Brauner fort, „hat mein Herz mir nicht geboten, mein Geheimniß zu entdecken! Allein Deine Ehre war mir theurer, als mein Glück, und ehe ich nicht frei und rein dastand, wollte ich nicht aus meiner dunklen Stellung hervortreten. Welche Bedeutung, welches Gewicht besitzt auch nicht der Name eines Vaters! Einst sah ich mich in Fesseln geschlagen vor dem Richter stehen, eines vermeintlichen Diebstahls bei Paul angeklagt; allein um meine Freiheit zu erwirken, war es nur nöthig, daß ein Freund dem Richter in's Ohr flüsterte: es muß eine Unwahrheit sein, denn der Alte ist ja der Vater des Bestohlenen. Jetzt, Paul, kannst Du mit Ruhe und freudig auf mich deuten und den Menschen sagen: hier steht mein Vater."

Der Alte hob das seinem Bruder entfallene Papier auf und übergab es Paul.

„Verwahre dieses Document," sprach er, „es ist eine Bestätigung der Ehre und Unschuld Deines Vaters. Verwahre es."

Die unaussprechliche Freude, die Paul erfüllte, machte ihn fast verwirrt. Wie glücklich war er nicht durch seinen Vater geworden, und doch fehlte ihm etwas. Noch vermißte er die Krone seines Glückes, die Blume seiner Freude.

Seine Blicke ruhten auf Jacquette, die sich ihm schon einmal an der Hand ihres Vaters genähert hatte.

In ihren Augen erblickte er sein eigenes Glück, in diesem Glücke seine eigene Liebe und er eilte auf sie zu.

„Jetzt bin ich reich," sprach er zu ihr, „denn ich besitze einen geachteten, rechtschaffenen Vater. Alles, was ich habe, Jacquette, lege ich Dir zu Füßen; willst Du die Meine sein?"

Jacquette sank erröthend in seine Arme.

„Brav, mein Kind," rief der alte General, „brav, Jacquette!"

Die Liebe und die Freundschaft hatten eine freundliche Blume in den blutigen Dornenkranz geflochten, welcher auf den flatternden Locken der Ereignisse ruhte, und auf einige Augenblicke waren mildere Gefühle emporgetaucht.

Allein in einer entsetzlichen Weise sollte man bald wieder auf das tragische Drama zurückkommen.

Noch lehnte Jacquette sich an Paul, noch blickten sie einander voller Liebe an, noch schüttelten der General, der alte Kellner und Baron Krook herzlich Brauners Hand, als der Knall eines Pistolenschusses aus Kellners Zimmer ihr Ohr erreichte. Erschrocken wandten Alle ihre Blicke nach der Richtung, von woher der Schuß gekommen. Plötzlich sprang die Thür auf und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Gabriele hervor.

Die Meisten vermochten kein Wort hervor zu bringen; sie begriffen diesen unerwarteten Auftritt nicht.

„Sollte Kellner Gourville erschossen haben?“ flüsterte Bründel Weidner zu.

„Der Himmel verhüte es!“

Frank eilte auf Gabriele zu und führte sie in ein anderes Zimmer.

Die Uebrigen eilten in Kellners Zimmer.

Gourville war mit vollem Vertrauen zu Kellner eingetreten, und ungeachtet Frank ihm unterwegs von Helenenborg sowohl seinen, wie Gabriele's Wunsch mitgetheilt hatte, daß er noch diese Nacht an Bord eines für seine Rechnung gekauften und geladenen, jeden Augenblick segelfertigen Schiffes gehen möge, hatte er sich doch geweigert, weil er sein Kellner gegebenes Versprechen erfüllen und Theil an der Revolution nehmen wollte.

Allein das Gespräch mit Kellner nahm eine ganz andere Wendung, als er vermuthet hatte, und als Gabriele eintrat, erklärte Kellner unumwunden, daß die Verschworenen, die Gesetze der Ehre beachtend, nichts mit ihm gemein haben wollten, sowie, daß er, Gourville, jetzt von allen Seiten von Männern umgeben sei, die bereit seien, ihn zu ergreifen.

„Wenn Sie Ihren Sohn retten wollen,“ fuhr Kellner fort und wandte sich an Gabriele, „so giebt es nur Ein Mittel, das nämlich, daß ich auf seine Seite trete, und ich werde es thun, allein nur unter der Bedingung, daß Sie diese Schuldverschreibung an mich unterzeichnen.“

Kellner legte ihr eine solche vor. Gabriele war einer Ohnmacht nahe. Raserei, Zorn und Verachtung flammten aus Gourville's Augen.

Die arme Gabriele, die gern ihr Leben hingegeben hätte, um ihren Sohn zu retten, ergriff die Feder mit zitternder Hand, um die Schuldverschreibung mit ihrem Namen zu versehen.

Aber Gourville hielt sie davon ab.

„Schreiben Sie nicht," sagte er. „Ich bin überzeugt, daß derjenige, der in einem Falle ein Schurke ist, es auch nach allen andern Richtungen hin sein wird. Mich hat er betrogen in Betreff der revolutionairen Pläne, die wir entworfen; Sie hat er hinsichtlich seiner Versprechung von meiner Freiheit betrogen; er wird uns auch jetzt betrügen, und nachdem Sie Ihren Namen unter dieses Papier gesetzt haben, wird er mich dennoch verhaften lassen. Sehen Sie, theure Mutter, er erblaßt, er zittert ... sein eignes Gesicht tritt als Zeuge gegen ihn auf."

Gabriele verlor die Feder, und Gourville riß das Papier in tausend Stücken, die er Kellner vor die Füße warf.

Als Kellner sich in seinem, wie er glaubte, am listigsten ausgedachten Plane durchschaut sah, sprang er wie ein wildes Thier empor und verlor seine ganze Selbstbeherrschung.

„Herbei, und ergreift ihn!“ rief er und stampfte in wahnsinnigem Zorne mit dem Fuße. „Herbei!“

Der Stier und noch vier andere Männer stürzten aus dem Nebenzimmer herein.

Gourville hatte eine Ahnung von dieser Gefahr geschöpft und war auf seiner Hut.

Mit der Kraft eines Herkules und mit einer Schnelligkeit wie der beflügelte Adler, ergriff er den ersten besten dieser Banditen, hob ihn wie ein Kind hoch empor und schleuderte ihn gegen die Uebrigen, daß zwei von ihnen zu Boden fielen.

Kellners Raserei erreichte nun ihren Höhepunkt. Außer sich vor Wuth eilte er auf den kleinen Kasten zu, drückte an die Feder und nahm eine Pistole heraus.

Der Stier zitterte vor Zorn und warf sich auf Gourville; allein es erging ihm nicht besser wie den Uebrigen. Nach einem kurzen Kampfe hatte Gourville gleichfalls ihn zu Boden geworfen. Der Stier schäumte vor Wuth. Er sah eine Waffe in Kellners Hand blitzen, sprang wieder empor, riß Kellnern die Pistole aus der Hand und zielte auf Gourville.

Allein bei diesem war Entschluß und Handlung

Eins. Mit Blitzesschnelle versetzte er der Pistole einen kräftigen Schlag mit seiner Hand.

Der Schuß knallte und die Kugel flog — Franz Kellner durch den Kopf.

Als die Gäste herbeieilten und den Schauplatz betraten, hatte Kellner bereits den Geist aufgegeben.

„Dort steht der Mörder," sprach Gourville und deutete auf den Stier.

Der Stier wurde ergriffen und gebunden.

Paul warf einen Blick auf dieses wilde Gemälde. Er hatte den Verlauf des Aufstandes auf den Straßen gesehen, allein bei dem Gedanken daran schlich Gabriele's Kummer sich nun, einem bleichen Schatten gleich, an seiner Seele vorüber, und er eilte auf Gourville zu, von dessen Schultern der Mantel herabgefallen und welcher jetzt dastand in seiner grauen Gefangnentracht.

„Der Aufstand," sprach er zu den Anwesenden, „welche Bedeutung hat derselbe nun? Wie Kellners Stirn jetzt zermalmt, so ist der Aufstand vernichtet!"

Während die Aufmerksamkeit Aller sich auf Franz Kellners entstellte Leiche richtete, ergriff Paul die Hand Gourville's und führte denselben zu Gabriele.

Eine Stunde später schwellte der Wind die Segel des Delphin und pfeilschnell verschwanden sie in die Nacht wie ein Gespenst.

Mit wenigen Worten wollen wir noch über das Geschick der übrigen Personen dieser Erzählung berichten.

Als der Aufstand um seinen Anführer gebracht war, lös'te er sich von selbst in ein Nichts auf, und jener Mann, der die größten Capitalien dazu hergegeben, zog sich erbittert und nicht ohne Trauer um das schöne Geld zurück.

Paul wurde mit Jacquette vereint und zog sich nach Verlauf eines Jahres nach Groß-Smestad zurück, woselbst sie beide, geschätzt und geliebt von Allen, von Brauner und Romann unterstützt, das von Paul dort begonnene Werk vollendeten. An der Seite Axelinens glückte es Fritz Lander, sich auf der Beamtenbahn geltend zu machen. Franz Kellner und Freiherrin Lander wurden an demselben Tage zur Gruft getragen. Der alte Kellner verschied nach wenigen Jahren, noch immer um seinen Sohn trauernd, dessen verworrene geschäftliche Lage und Beziehung zu dem Aufstande dennoch nie zu

seiner Kenntniß gelangten, weil Paul dazwischentrat und seinen Namen rettete. Brandt zog sich von allen kaufmännischen Geschäften zurück und begann die Herausgabe einer Zeitung, die nur auf das Geschäftsleben der Hauptstadt berechnet war und wobei seine Erfahrungen ihm trefflich zu Statten kamen.

Die Familie des Grafen Curt von Strahle zog sich auf's Land zurück. Gabriele lebte wieder in Franks Nähe, wie früher in ihrer Jugend, und sie kamen oft auf jener kleinen Insel zusammen, wo sie als Kinder gespielt hatten; eine stille, resignirte Liebe vereinigte sie bis zu ihrem Tode; allein sie vermählten sich nie. Die Erinnerungen an ihr vergangenes Leben verbreiteten eine stille Trauer über sie. Mathilde, die weiße Anemone, verließ Gabriele nie: sie waren unzertrennlich wie der Seufzer von dem Schmerz. Ueber Gourville erfuhr Niemand etwas. Zwar empfingen Gabriele und Frank jährlich Briefe von ausländischen Plätzen, die, wie es schien, ihnen Freude bereiteten, allein sie erwähnten nie etwas über den Inhalt dieser Briefe, und Niemand wußte, ob sie von Gourville kamen.

Baron Krook interessirte sich sehr für die sogenannte Madame Michelsen; allein als Fritz Lander in die Familie aufgenommen wurde, war ihr Einfluß zu

Ende und sie verließ das Haus, nachdem der Baron erfahren hatte, wer sie eigentlich sei. Der alte Krook amusirte sich später allein mit seinen Karten. Die kleine Sophie — die Pflegetochter der Michelsen — behielt und erzog Axeline. Rask wurde der glücklichste Seemann des Weltmeeres, indem es Anna, zur Verzweiflung aller Japaneserinnen und Hottentottinnen glückte, sich in seinem Herzen festzusetzen. Holtmann blieb immer ein tüchtiger, gewandter Zöllner; die einzige Schmuggelei, der er nicht recht nachzuspüren wußte, bestand in den Gefühlen, die dann und wann in dem warmen Herzen seiner Gattin Annette emportauchten. Mit dem Tode der Kaffeehauswirthin ging nicht allein das Kaffeehaus London ein, sondern Jack wurde auch wieder Junggeselle, wofür er dem Herrn dankte, der nicht allein giebt — sondern auch nimmt. Mutter Jonsson fuhr zwar in ihrem Psalmensingen fort, allein sie wurde eine recht vernünftige Frau, nachdem es ihr glückte, ihren höchsten Wunsch durchzusetzen und „Madame Jonsson" genannt zu werden. Martha's Wahnsinn verschwand zwar allmählig; allein sie blieb immer verschlossen, still und düster. Dahl fuhr in seinem angemaßten Predigeramte fort; obgleich das Proselytenwesen ihm nie so viel Glück brachte, wie

er einst gehofft hatte. Der Fuchs, Swärd und Cullblom wurden wieder zur Haft gebracht. Der Stier starb auf der Festung.

Fanny und Heinrich blieben auf Groß-Smestad. Das Glück Pauls und Jacquette's besaß in ihnen sein treues Spiegelbild.

Ende des neunten und letzten Theils.

Ridderstad, Carl Fredrik,

Das Gewissen oder Die Geheimnisse von Stockholm Roman von C. F. Ridderstad.
Aus dem Schwedischen übersetzt

Bd.: 9

Grimma u. Leipzig 1852